MASTER
NEGATIVE
NO. 91-80135-13

MICROFILMED 1991

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

SEMISCH, FRANZ

TITLE:

LEBEN UND DICHTEN DES HORAZ

PLACE:

FRIEDEBERG NM.

DATE:

[1893-94]

Master Negative #

91-80135-13

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

87HD
Z8
v.1

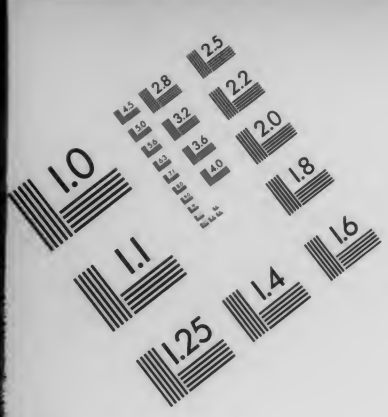
Semisch, Franz,
...Leben und dichten des Horaz... von... Dr. Franz Semisch. Friedeberg Nm., Eisermann, [1893-94]
2 pts. 26 cm.

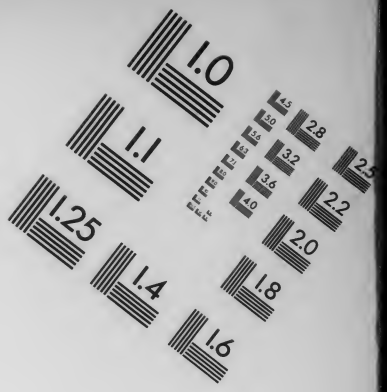
At head of title: 1893[-94]. Beilage zum Programm des Königlichen Gymnasiums zu Friedeberg Nm.
Contents.-- pt.1, Der dichter der Epoden und Satiren.-- pt.2, Der dichter der Oden.

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 12
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 7/3/91 INITIALS N.T.
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

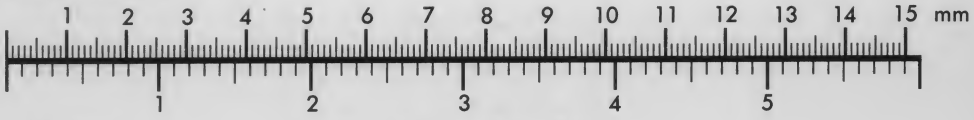




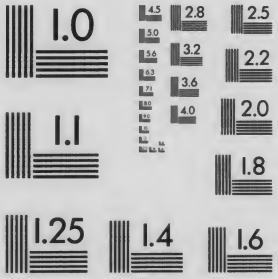
AIIM

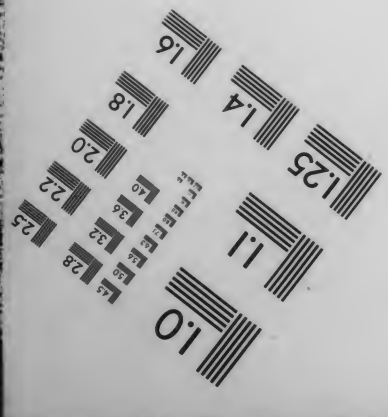
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202

Centimeter



Inches





MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

pt. 1 No. 8 87HD Z8

— 1893. —

Beilage zum Programm

des

Königlichen

Gymnasiums zu Friedeberg Nm.

Leben und Dichten des Horaz.

I. Der Dichter der Epoden und Satiren.

Von

Oberlehrer Dr. Franz Semisch.

Friedeberg Nm.

1893. Nr. 76. Druck von E. Eisermann.

Vorwort.

Die folgenden Erörterungen, die der Verf. nur seiner eignen Belehrung wegen seiner Zeit geschrieben hat, hätten schwerlich jemals eine Veröffentlichung erfahren, wenn nicht die Aufgabe an ihn herangetreten wäre, die Beilage zum diesjährigen Programm unseres Gymnasiums zu geben.

In der Meinung, daß derartige Beilagen, so lange sie noch eine Zugabe zu einem Schulprogramm bilden, dann auch ausschließlich den Interessen der Schüler dienen sollten — für streng wissenschaftliche und kritische Untersuchungen mögen die Fachblätter ihre Spalten öffnen — hat er einen Schulschriftsteller zum Gegenstand der Darstellung gemacht, dessen Bedeutung mit der nur gering bemessenen Zeit, die auf seine Lektüre verwandt werden darf und kann, in keinem rechten Verhältnis zu stehen scheint.

So will denn der Verfasser dem Primaner im Zusammenhange geben, was bei der Lektüre des Horaz meist nur gelegentlich, andeutungsweise und bruchstückartig erörtert werden kann.

Und nur von diesem Gesichtspunkte aus will er die Arbeit beurteilt wissen.

Benutzt ist, außer einigen Biographien und Broschüren, die Schulausgabe des Horaz von Krüger zu den Satiren und die von Kießling zu den Epoden.

Wenn die Beilage dazu beiträgt, das Interesse an der Person und die Lust an der Lektüre des Dichters zu erhöhen, ist ihr Zweck erfüllt.

Aus Mangel an Raum mußte der Verf. abbrechen. Eine Fortsetzung der Arbeit ist seiner Zeit nicht ausgeschlossen.

Leben und Dichten des Horaz.

I. Der Dichter der Epoden und Satiren.

Lateinische Schuldichter: Vergil, Ovid, Horaz.

Vergleiche.

Von dem Dichterkreise, dessen Glanz das Zeitalter eines Augustus umstrahlte, leuchtet ein Dreigestirn bis zum heutigen Tage der Bildung suchenden Jugend unserer Zeit: hauptsächlich in den Werken eines Vergil, Ovid und Horaz lernt sie die Poesie der Römer kennen, des einen der beiden Kulturvölker des Altertums, deren hohe Leistungen in Philosophie, Kunst und Wissenschaft alle die späteren Jahrhunderte gleichsam als Erbteil übernommen haben, auf welchem fußend unsere moderne Zeit sich zu einer ungeahnten Kulturhöhe emporgeschwungen hat.

Von diesen dreien ist Vergil der älteste, Ovid der jüngste. Keiner von ihnen konnte sich rühmen, in Rom, der Hauptstadt der damaligen politischen Welt, geboren zu sein; alle drei waren Provinzialen: Vergil stammte aus Ober-, Ovid aus Mittel-, Horaz aus Unteritalien.

Indessen, welch ein Unterschied hinsichtlich der Geburt! Neben Ovid, dem Sprößling aus altadligem Rittergeschlechte, steht der Sohn des Lohnarbeiters, Vergil; doch während dieser wenigstens freier Abkunft war, wurde Horazens Vater noch als Sklave geboren.

Aber der hochgeborene Ovid starb fern von seiner sonnigen Heimat in der Verbannung am schwarzen Meere, einem Sibirien der alten Welt, während der Sohn des Freigelassenen der Günstling desselben Kaisers blieb, der den verwöhnten Liebling der Musen und Grazien aus der civilisierten Römerwelt gestoßen hatte, während Horaz neben seinem Busenfreunde Mäcen begraben liegt, der große Lyriker neben dem großen Staatsmanne: so ruht auch Deutschlands größter Lyriker, Goethe, in der Fürstengruft zu Weimar neben seinem Fürsten, der ihm August und Mäcen war.

Auch Vergil kehrte noch rechtzeitig aus Griechenland im Gefolge seines Kaisers zurück, um in der Heimat sterben zu können, und fand seine Grabstätte unter dem lachenden Himmel Neapels, wie er selbst gewünscht hatte. Er starb freilich in der Blüte der Jahre, der erste von den dreien.

Die äußeren Schicksale eines Menschen bedingen meist die Zustände seines Innern: während ein glückliches Geschick den Satiriker Horaz in den anmutigen Sänger der Liebe und Freundschaft verwandelte, verbitterte ein trauriges Los die letzten Lebensjahre Ovids: der tändelnde Erotiker stimmte in der schaurigen Oede seines weltentrückten Tomi seine Harfe nur noch zu Klage- und Trauerliedern, ehe er gebrochenen Herzens an Heimweh starb.

Alle drei aber, so verschieden sie auch nach Geburt und Lebensschicksalen waren, genossen eine Erziehung, die zur Erlangung der höchsten Staatsämter berechtigte, wenn anders sie es, einem innern Triebe folgend, nicht vorgezogen hätten, ihre reiche Begabung in den Dienst der Musen zu stellen, Bestrebungen, die vom Herrscher Augustus so eifrige Förderung fanden, daß sie ein neues Zeitalter der Litteratur heraufführten. Alle drei haben sich auf dem Gebiete der Dichtkunst Lorbeeren erworben, unvergänglicher vielleicht als die, welche ihnen etwa der Kriegsdienst

oder die hohe Politik eingebracht hätte. Kein Hoherpriester, keine Vestalin steigt mehr zum römischen Kapitol hinauf; die Marmortempel des Augusteischen Roms sind in Staub zerfallen: aber die Werke seiner Dichter haben den Sturm der Zeit überdauert.

Horaz und Vergil.

Von diesen dreien gehören zwei eng zusammen: ein inniges Band der Freundschaft verband Horaz mit dem 5 Jahre älteren Vergil, trotzdem beide nach Figur und Charakter einen Gegensatz zu bilden schienen.

Der kleine, später zur Beleibtheit neigende, hitzige Süditaliener, voll Humors und sprudelnder Laune, keineswegs gewillt, auf die Genüsse des Lebens zu verzichten, im Umgange mit den Großen dieser Welt sich fügend in den herrschenden Modeton, ein leichtlebiges Kind seiner sittenlosen Zeit — Horaz war der Herzensfreund Vergils geworden, der uns in einer Lebensbeschreibung, die auf Sueton zurückgeht, als groß und mager, ernst und gemessen geschildert wird, dessen sittenreiner Charakter in der Zeit allgemeiner Sittenverderbnis einzig dastand, dem es schwül wurde in der weihrauchgesättigten Luft der Hofgesellschaft eines Augustus.

Beider Geschick weist Ähnlichkeiten auf: beide, die sich der Gunst des Augustus rühmen konnten, hatten in ihrer Jugend unter den Gewaltmaßregeln des jugendlichen Octavian zu leiden; beide aber fanden auch reichliche Entschädigung in dem gemeinsamen Freunde Mäcen, dessen hochherziger, freigebiger Sinn die Dichter hinweg hob über die Sorgen des Lebens. Beide mußten in der Nähe ihres Gönners auf dem Esquilin wohnen, beide aber sehnten sich auf gleiche Weise weg aus dem Getriebe der lärm- und dunsterfüllten Residenz, schwärmend für die Stille des Landlebens. Beide endlich scheinen zu Ovid, der sich dem litterarischen Kreise um Messalla angeschlossen hatte, kein Verhältnis gehabt zu haben: sie erwähnen ihn nirgends in ihren Werken. Wohl aber gedenkt Ovid in ehrenden Ausdrücken des Horaz (Trist. IIII. 10, 47), während er über Vergil nur bemerkt, ihn gesehen zu haben.

Von den dreien hat sein Los, Schulschriftsteller zu werden (pueros elementa docentem ep. I. 20, 17), Horaz geahnt. Schon nach einem Jahrhundert teilte er mit Vergil dies Geschick (Juv. VII. 227). Aber auch schon Ovid selbst durfte von sich rühmen: in toto plurimus orbe legor. (Trist. IIII. 10, 128). Schon früh im Mittelalter erfuhren seine Metamorphosen eine deutsche Bearbeitung.

Bedeutung des Horaz für Litteratur und Schule.

So haben denn alle drei seit alten Zeiten einen bildenden Einfluß auf die Kulturvölker ausgeübt: keiner aber mehr als Horaz, der namentlich die deutsche Litteratur befruchtet hat. Schon im 16. Jahrhundert machte sich sein Einfluß geltend: ein Fischart, der protestantische Satiriker, dann ein Opitz, der Reformator der deutschen Metrik im Anfang des 17. Jahrhunderts, sangen ihm das Lob des Landlebens nach. Ein Wieland machte ihn durch die meisterhafte Übersetzung der Satiren und Episteln gleichsam zu einem der Unsrigen. Horazische Heiterkeit, horazischer Kultus der Freundschaft durchweht im Zeitalter Friedrichs des Großen die Poesie der „anakreontischen Freunde von Halle", die Lieder eines Gleim, Lange, Uz und Götz. Der Hamburger Sekretär Fr. v. Hagedorn († 1745), der Schöpfer des deutschen Gesellschaftsliedes, verherrlichte nach dem Vorbilde des Venusiners in seinen Liedern, Oden und Episteln fröhliche Geselligkeit, verbunden mit einem weisen, gemäßigten Genuß der Güter dieses Lebens.

Der Kolberger Ramler verdankte seinen fein ausgebildeten Formensinn in erster Linie dem Studium und dem Übersetzen der Oden des Horaz. Ja, seine eigenen Oden, die seinen großen König Friedrich feiern, sind geradezu Nachbildungen derselben Muster.

Unser großer Lessing machte auf Grund eingehender Horazstudien in den „Rettungen des Horaz" den Versuch, den römischen Dichter gegen die Beschuldigungen der Feigheit, des Unglaubens und der Liederlichkeit in Schutz zu nehmen. Auch hat ihn derselbe Dichter nebst seinem Vorbilde Anakreon zu manchem Liede von Liebe und Wein begeistert, von denen sich noch heute im Kommersbuch des deutschen Studenten Proben finden.

Auch Höltys Idyllen schließen sich nach Form und Wendungen an Horaz an. Ein Schiller sieht in dem antiken Dichter einen Geistesverwandten; in seiner Abhandlung: „Über naive und sentimentalische Dichtung" erklärt er den römischen Poeten für den wahren Stifter der subjektiven, reflektierenden Dichtungsart der Neueren, für den Repräsentanten der Sentimentalität, welche das

wesentliche Kennzeichen der modernen Poesie sei. Kurz, kein antiker Dichter sagt dem modernen Geschmack mehr zu als Horaz.

Aber nicht nur die Größen unserer Litteratur hat er beschäftigt: auch auf unsere studierende Jugend ist sein Einfluß ein bleibender. Sie wird sich begeistern, wie bisher, an seinem Patriotismus, der einzig für sein politisches Verhalten maßgebend war, sich erwärmen an seiner Hingabe an seine Freunde, in ihm ein nachahmenswertes Beispiel von Wahrheitsliebe finden, der seine eigenen moralischen, ja physischen Fehler scharf beleuchtet, mild aber über die anderer urteilt. Wie kein anderer führt der klare, objektive, leidenschaftslose Kritiker auf der Scheide zweier Weltalter unsre Jugend in die litterarischen, sozialen und sittlichen Zustände des damaligen Römervolkes ein, wo aus den Trümmern des Alten sich das Neue emporrang: das Übergangsstadium von der Republik zum Kaisertum, von dem Stadtregiment der alten Bürgermeister zum Staat, verkörpert in einem Einzigen, dem Herrn Roms und der Welt, machen wir bei der Lektüre gleichsam mit ihm durch; die interessante, humoristische, die Sokratische Ironie so glücklich nachahmende Darstellung, belebt durch die dialogische Form, gewürzt durch die glückliche Anwendung der Parodie und Hyperbel, läßt nirgends Ermüdung aufkommen; die scharfe, streng durchgeführte Disposition, die klare, dem Verständnis der Jugend so entgegen kommende Sprache ist ein Vorzug des Dichters.

Zwar kein gottbegnadetes Dichtertalent, wie ein Homer, ein Sophokles, sondern nach seinem eigenen, wohl allzu bescheidenen Urteil (od. IIII. 2, 27 ff.) der kleinen Biene gleichend, die im Schweiße ihres Daseins von überall her Honig zusammenträgt, hat er doch alle Jahrhunderte hindurch als unübertroffener Lyriker der Weltlitteratur gegolten, ehe unser Goethe ihm den Rosen- und Lorbeerkranz streitig machte — auf jeden Fall aber kann sein Beispiel dem strebenden Menschen und insbesondere der Jugend aller Zeiten zeigen, daß „dem Ernst, den keine Mühe bleichet," bisher noch immer die Palme des Erfolges gewinkt hat.

Kein antiker Schriftsteller hat über sich selbst so viel berichtet wie Horaz; keiner aber hätte auch mit größerem Rechte von sich behaupten dürfen, was Goethe von seinen Dichtungen sagt, daß alles, was er geschrieben habe, Bruchstücke einer großen Confession seien. Was Horaz über seinen Vorgänger Lucilius berichtet, dessen Leben liege offen da, wie ein beschriebenes Weihgemälde (sat. II. 1, 33), gilt auch von ihm selbst. Seine Werke sind, wie es bei jedem echten Dichter der Fall ist, die beste Quelle für sein Leben.

Den Entwicklungsgang eines hervorragenden Mannes aber zu verfolgen, der ohne Überhebung von sich sagen durfte (ep. I. 20), daß er den Besten seiner Zeit genug gethan, der also, wenn anders der Dichter Recht behält, für alle Zeiten gelebt hat, ist an sich schon lehrreich, ist aber auch eine Pflicht der Dankbarkeit.

Geburt.

Geboren wurde der Dichter nach seiner eigenen Angabe (od. III. 21, epod. 13) unter dem Konsulate des Manlius Torquatus, also im Jahre 689 a. u. c., das ist im Jahre 65 vor unserer Zeitrechnung. An beiden Stellen wird sonderbarer Weise dieser Konsul in Verbindung mit der Weinangelegenheit des sonst so mäßigen Dichters genannt.

Die Epode führt uns denselben vor Augen in der Blüte seiner Sturm- und Drangperiode. Er hat bittre Erfahrungen gemacht, nicht minder in seiner Laufbahn, wie in der Liebe. Die pessimistische Stimmung seines Innern steht im Einklang mit der Natur; draußen heulen die Meereswogen, und die Bäume rauschen im thracischen Wintersturm: da sucht er Trost im Weine. Weg mit den Grillen und Sorgen! ruft er den Freunden zu. Musik her! Wein her, aus dem Jahrgang 65, gekeltert in meinem Geburtsjahre unter dem Konsul Torquatus! Die andere Stelle (od. III. 21) zeigt uns den gereiften Mann. Aus dem verzweifelnden Flüchtling bei Philippi ist ein behäbiger Gutsbesitzer geworden. Er erwartet auf seinem idyllisch in den Sabinerbergen gelegenen Gütchen den Besuch des vornehmen Messalla Corvinus, eines vorzüglichen Weinkenners. Ein Studiengenosse in Athen, dann ein Kriegskamerad im republikanischen Heere des Brutus, kehrte der Freund nach langer Trennung im J. 27 als Sieger aus Gallien zurück. Nach dieser Zeit wird die Ode gedichtet sein. Da steht der Dichter sinnend vor seinem Weinkruge, — eine solche amphora pflegte 26 Liter zu enthalten — gefüllt mit edlem Massikerwein, gekeltert in seinem

Geburtsjahre unter dem Konsulate des Manlius Torquatus, also fast 40jährige Auslese (lectum Massicum), doch gerade gut genug, um am Tage eines solchen Wiedersehens getrunken zu werden.

Den Tag der Geburt — 8. Dezember — hat uns Horazens Biograph Sueton überliefert, ein geachteter Schriftsteller der Kaiserzeit, Geheimsekretär unter Trajan; den Monat der Dichter selbst. In der 20. Epistel des 1. Buches, die gewiß als Geleitsbrief zu demselben zu betrachten ist, redet der Dichter in humoristischer Weise das Büchlein an. Ein bisher im Hause verhätscheltes Kind, will es doch lieber im Laden der renommierten Buchhandlung der Gebrüder Sosius am Markte ausgestellt sein, ohne zu bedenken, daß es, abgegriffen von der schmutzigen Hand des Pöbels, bald als Makulatur gelten dürfte, wenn anders es nicht verurteilt sei, in irgend einer abgelegenen Winkelschule der lieben Schuljugend als Unterlage zu dienen, an welcher diese lesen lernt. Da soll dann das Büchlein bei passender Gelegenheit über seinen Verfasser folgende Mitteilung machen:

Melde sodann, daß ich arm, eines Freigelassenen Sohn nur,
Über das Nestchen hinaus ließ kühn die Fittiche wachsen
Und, was an Adel Du nimmst, durch innern Wert mir ersetzend,
Sprich, daß ich Roms Machthabern im Krieg und Frieden gefallen,
Klein von Gestalt und grau vor der Zeit, zugänglich der Sonne,
Leicht zum Zorne geneigt, doch zugleich versöhnlichen Herzens.
Sollte Dich einer vielleicht ausforschen nach meinem Geburtstag:
Sprich, daß ich 44 Dezembermonde erlebte. . . . . .

Namen. Von ihm selbst erfahren wir die 3 Namen, die ein Römer zu haben pflegte. Seinen Rufnamen Quintus erwähnt er in einer Satire (II. 6, 37), in welcher er einen Vergleich zieht zwischen dem behaglichen Leben auf dem Lande und dem geräuschvollen Treiben in der Hauptstadt. Hier drängen sich Menschen aller Art an den vermeintlichen Glückspilz heran, den Günstling der Machthaber Roms. Auch die ehemaligen Kollegen des Dichters, die Quästorenschreiber, verfehlen nicht, sich ihm in Erinnerung zu bringen. Horaz hatte zwar nach seiner Bekanntschaft mit dem vornehmen Mäcen die Subalternstellung, zu der ihn die Not gedrängt hatte, stillschweigend aufgegeben; aber noch immer mochte er, trotzdem er die Stelle wieder verkauft hatte, dem Namen nach zur Schreiberzunft gehören. „Quintus," so reden ihn diese mit dreister Vertraulichkeit an, „du mögest doch heute nicht wieder zu kommen vergessen." Und allerdings, die gemeinsamen Zunftangelegenheiten mochten dem Dichter recht gleichgiltig geworden sein.

Seinen Geschlechtsnamen Horatius enthält od. IIII, 6, eine Ode, die gleichsam als Ouverture zum Säkulargedicht aufzufassen ist, jenem Festgedicht, das der Dichter in kaiserlichem Auftrage im J. 17 dichtete, bestimmt, das kaiserliche Säkularfest zu feiern. In diesem Prooemium fordert er die Chöre, denen der Dichter selbst das Festlied einstudierte, auf, genau auf Takt und Melodie seines Hymnus zu achten, des Sängers Horaz (vatis Horati).

Man hat vermutet, daß der Vater bei der Freilassung seinen Namen nach der tribus Horatia erhalten habe, zu der sein Geburtsort, die Stadt Venusia, gehörte. Dies war allerdings bei der Freilassung von Sklaven einer Privatperson der Fall, während die öffentlichen Sklaven (servi publici) in diesem Fall nie den Namen der Tribus, sondern den Namen nach der Stadt erhielten, auch wohl in Hindeutung auf die frühere Abhängigkeit den Namen Publicius.

Die Kinder eines ehemaligen Sklaven (libertus) hießen libertini, und erst deren Nachkommen waren Freigeborne (ingenui).

Nun nennt sich Horaz sat. I. 6, 8, allerdings im moralischen Sinne, um seine edle Gesinnung zu bezeichnen, auf die Mäcen vor allem sah, einen ingenuus; doch er konnte es überhaupt thun; denn schon von der Zeit an, wo ganz Italien das Bürgerrecht bekommen hatte, nannte man in Bezug auf seinen bürgerlichen Stand — allerdings nicht auf den Patronus — selbst einen Freigelassenen schon libertinus und erkannte dessen Kindern die Ingenuität zu (Suet. Claud. 24), stellte sie also mit den Bürgerkindern freigeborner Römer auf gleiche Stufe. Es ist aber immerhin möglich, daß Horaz erst durch einen Majestätsakt diese erlangte, um hoffähig zu werden.

Auch der Beiname Flaccus ist gesichert. In der 15. Epode soll die Bedeutung „der Schlappe" einen Gegensatz zum Begriff vir bilden. Dann kommt er sat. II. 1 vor. Hier fordert der Rechtsgelehrte Trebatius den Dichter auf, doch wenigstens die Friedensthaten Octavians zu besingen. Horaz lehnt dies nicht geradezu ab, meint aber, es müsse der rechte Zeitpunkt abgewartet werden. Nicht sollen die Loblieder des Flaccus, also die seinigen, dem Herrscher lästig fallen. „Streichelt man ihn verkehrt, schlägt er aus, daß keiner herangeht."

Geburtsort. Eltern. Erziehung. Das väterliche Gütchen, auf dem Horaz geboren wurde, lag bei Venusia, einer alten Militärkolonie, die im Jahre 88 vor unsrer Zeitrechnung das römische Bürgerrecht erhielt. Hier, auf der Grenze von Apulien und Lukanien (sat. II. 1, 34), verlebte der Knabe in Ungebundenheit inmitten einer herrlichen Natur, wo Lorbeer und Myrte wild wuchs, wo Wein und Olive prächtig gedieh, die Kinderjahre. So wuchs auch der Odendichter Klopstock in der traulichen Stille des Landlebens auf. Beide aber mußten nach dem freien, ungebundenen Leben sich dem städtischen Schulzwange fügen; doch ihre Liebe zur Natur kommt überall zum Ausdruck; zeitlebens zitterte in ihnen nach die Sehnsucht nach dem Landleben: die Eindrücke der Kinderjahre haften eben zu tief.

In dankbarem Gedenken an die alte Heimat übertrug auch Horaz den Namen der heimischen Quellennymphe Bandusia — noch mittelalterliche Urkunden erwähnen einen fons Bandusinus bei Venusia — auf den silberklaren Bach, der auf seinem Sabinergütchen hervorquoll: er wußte, das Lied des Sängers würde diesen Quell neben die Musenquellen Egeria und Arethusa stellen (od. III. 13). Auch im Epiloge der Odenpoesie (III. 30), wo er seine Unsterblichkeit ahnt, hat er sein Heimatsland bei der Nachwelt in Erinnerung gebracht, freudig erregt in dem Gedanken, daß der Niedriggeborne dadurch, daß er der Alcäus Roms geworden, auch seiner armen, unberühmten Heimat ewigen Nachruhm verleihen werde.

Seiner Mutter thut der sonst so pietätsvolle Sohn nirgends Erwähnung. Wir müssen annehmen, daß keine persönliche Erinnerung mehr in ihm haftete. In jener Ode an Kalliope (III. 4), wo er erzählt, wie Tauben ihn, das zarte Knäblein, behütet hätten, das sich vom Hofe seines Vaters zum nahen „Geierberge" verirrt hatte und dort, vom Spiel ermüdet, eingeschlafen war — gewiß nur ein Ausdruck dafür, daß er schon von frühester Jugend an unter göttlichem Schutz gestanden — hier erwähnt er, wenn man mit Bentley statt des verderbten nutricis extra limen Apuliae liest: nutricis extra limina sedulae seine mütterliche Amme: die einzige Berührung seiner frühsten Kindheit.

Die römischen Väter pflegten damals nicht selten ihren Sprößlingen den ersten Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen selbst zu erteilen. Übernahm doch ein Augustus nach Suetons Bericht (vita Aug. c. 64) diesen Elementarunterricht bei seinen Enkeln. So mag auch Horazens Vater, der nach allem, was uns der Sohn von seiner Umsicht und Weisheit mitteilt, eine über seinen Stand hinausgehende Bildung besessen haben muß, selbst der erste Lehrer des Knaben gewesen sein. Nur Bildung macht frei. In dieser Erkenntnis beschloß der Vater, dem einzigen Kinde eine den höchsten Ansprüchen entsprechende Bildung geben zu lassen, was freilich nur in Rom geschehen konnte. Gewiß werden die sogenannten Honoratioren des Städtchens, die trotz ihres Hochmuts ihre großen Jungen nur in die billige Elementarschule schickten (sat. I. 6), die Nase gerümpft haben, als der ehemalige Sklave sein Gütchen verpachtete, um seinen Sohn nach Rom zu begleiten. Um dies Opfer bringen zu können, übernahm der alte Horaz in der Hauptstadt die Stelle eines Kassierers, der gewöhnlich um 1 % Lohn (Cic. pro Rab. c. 11) die Gelder für die in Auktionen erstandenen Sachen eintrieb. Der Text der Suetonischen Biographie fügt den Worten: exactionum coactore hinzu: ut vero creditum est, salsamentario: es ist möglich, daß der Vater auch als Salzfischhändler nebenbei seinen kargen Verdienst aufgebessert hat. Nach Macrobius (VII, 3), dem Erklärer einer Ciceronianischen Schrift, pflegten Römer und Griechen diesem oder einem ähnlichen Worte gern den ironischen Zusatz zu geben: „Der sich die Nase mit dem Ärmel schneuzt". Und so mag der junge Horaz manche spöttische Anspielung auf die Beschäftigung seines ehrenwerten Vaters haben hören müssen. Wir wissen nicht, in welchem Lebensjahre der Knabe begann, die Schule des „prügelsüchtigen" (plagosus) Orbilius in Rom zu besuchen; jedenfalls nicht vor dem zehnten.

In Rom.

Römische Schulverhältnisse.

Hier in der Hauptstadt mußte der Knabe vornehm gekleidet gehen. Es war auch Sitte, daß dem Zögling ein capsarius die nötigen Lernapparate nachtrug. Seit der Gracchenzeit war außerdem in jeder anständigen Familie, wo Kinder zu erziehen waren, ein Hauslehrer eine Notwendigkeit. Die Aufgabe eines solchen Pädagogen bestand allerdings nur darin, daß er seinen Zögling auf Schritt und Tritt durch das Menschengewühl begleitete, ihm die Regeln des Anstandes (decorum) beibrachte, ihn darin unterwies, wie er, dem Ernste eines Römers gemäß, würdevoll auf der Straße einherschreiten, stehen, sitzen, grüßen, sich bei Tische benehmen, seine Toga tragen müsse (Cic. off. I. 35). Gehorsam konnte nötigenfalls durch Prügeln erzwungen werden. Es ist nun wieder echt römisch, daß man nicht gerade auf die moralischen Eigenschaften eines solchen Erziehers sah. Der praktische Römer wählte zum Pädagogen seiner Kinder meist den Sklaven, der sonst zu weiter nichts zu gebrauchen war. So konnte auch von sittlichem Einfluß auf den Zögling keine Rede sein. Da übernahm denn der gewissenhafte Vater Horaz bei seinem Sohn lieber selbst dieses wichtige Amt. Gern rühmt der dankbare Jüngling, wie sein Vater ihn angehalten habe, selbst den Schein des Lasters zu meiden (sat. I. 6). Ihm allein verdankt er seine sittliche Haltung in der lasterhaften Stadt, wo jungen, unerfahrenen Menschen auf Schritt und Tritt Verführung drohte; strömte doch dort das Gesindel der ganzen Welt zusammen und bildete mit dem einheimischen Proletariat, das für nichts weiter Sinn hatte, als wie es seinen Magen füllte und im Cirkus an Tierhetzen und Gladiatorenspielen seine Augen weidete, eine wahre Kloake der Menschheit. Wenn dennoch Gesundheit und Ruf des jungen Mannes unverletzt blieb, ja sein sittliches Gefühl so erstarkte, daß er später auch „ohne Kork“ zu schwimmen verstand (sat. I. 4, 105 ff.), so verdankt er dies allein seinem Vater. Die Gewohnheit desselben, ihn durch Hinweis auf die Beispiele anderer zum Meiden des Lasters und zur Nacheiferung der Tugend anzuspornen, hatte noch die Folge, daß es auch ihm zur Gewohnheit wurde, auf andrer Fehler sein ganz besonderes Augenmerk zu richten. Dieses geschärfte Beobachtungsvermögen bot ihm später in Fülle den Stoff dar für seine satirischen Erzeugnisse, die ihn bekannt machen, ja seine ehrenvolle Lebensstellung anbahnen sollten. Horaz war ein dankbares Gemüt: mit rührender Anerkennung spricht er denn auch von seinem Vater, selbst in Lagen, wo er es nicht gerade notwendig hatte, mit aller Energie das ehemalige Sklaventum desselben zu betonen. Ja, er bekennt offen, sollte er noch einmal von vorn anfangen, würde ihm freigestellt, sich Eltern nach Gefallen zum Prunk auszusuchen: er würde, zufrieden mit den seinigen, keine andern wählen (sat. I. 4). Das berührt wohlthuend. Der große Goethe hatte die kleine Schwäche, seinen Großvater väterlicherseits, den ehrsamen Schneider und Gastwirt, gar nicht zu erwähnen, obgleich er von diesem gewiß so viel zu erzählen wußte, wie von seinen patriciergleichen Ahnen mütterlicherseits.

Wir erfahren wenig über seine Schuljahre in Rom. Seinem „prügelsüchtigen“ (ep. II. 1, 70) Lehrer Orbilius, einem ehemaligen Kavalleristen, dem Sueton übrigens ein sehr gutes Zeugnis ausstellt, hat er die Unsterblichkeit gesichert. Wir wissen auch sonst, daß eine militärische Strenge in den römischen Schulen herrschte. Die lederne Peitsche wurde fleißig geschwungen. Erst Quintilian, der Erzieher der Neffen des Domitian, dringt auf eine humanere Lehr- und Erziehungsmethode. Horazens erster wissenschaftlicher Unterricht in Rom begann mit der Lektüre der Ilias (ep. II. 2, 41), und zwar in der Ursprache, weil eine lateinische Übersetzung, wie von der Odyssee, noch nicht existierte. Erst später scheint ein gewisser Mutius, ein Freund Cäsars, eine solche angefertigt zu haben. (Passow zu Persius I. 48 S. 218). Dieser Jugendschriftsteller ist es denn auch, dessen Götter- und Heldengestalten er nachzeichnet in seinen Oden, dessen Bilder, Gleichnisse und Wendungen er mit Enthaltsamkeit und Geschmack in seinen Werken verarbeitet, den er mit Glück parodiert. Ehe Vergil und Horaz selbst Schulbuch wurden, gab es gewiß nur wenige einheimische Originale, an denen die römische Jugend lesen lernte. Die Odyssee lernte sie kennen in einer seiner Zeit geschätzten, zu Horazens Zeit aber veralteten Übersetzung des Livius Andronicus, der ungefähr 2 Jahrhunderte vor Horaz lebte. Nicht minder veraltet mochte die Ennianische Übersetzung griechischer Tragödien sein. Bei dem Mangel an Exemplaren konnte man ferner die geistige Nahrung dem Schüler durch langsames Diktieren nur tropfenweis darreichen. Dies sowie das mechanische Auswendiglernen diktierter Stellen konnte

unmöglich Liebe für den Gegenstand erwecken. Horaz scheint denn auch mit einem gewissen Mißbehagen auf seine Schülerlaufbahn in Rom zurückzublicken. Dafür erfreute sich die römische Schuljugend einer langen Ferienzeit. Das Schuljahr dauerte nur 8 Monate (sat. I, 6, 75 octonis referentes idibus aera): die Monate Juli bis Oktober waren frei. Dazu kamen noch viele freie Tage in der Saturnalienzeit, 5 Tage am Minervafeste . . . .

Letzteres Fest scheint besonders freudig begrüßt worden zu sein (ep. II. 2. 197 ff.) als Abschluß des alten Kursus, freudiger vielleicht noch vom Lehrer, dessen kärgliches Gehalt dann durch ein freiwilliges Geschenk (Minervale munus) von seiten des Schülers eine kleine Aufbesserung erfuhr (Preller, röm. Myth. p. 261).

Schon vor Horazens Zeit wurde in den besseren Schulen Roms griechische Grammatik und Rhetorik getrieben. Noch vor den punischen Kriegen war von der Erlernung der griechischen Sprache keine Rede gewesen. Erst als man mit der Kenntnis der litterarischen Schätze des besiegten Landes den Einfluß der Rede auf das menschliche Gemüt kennen lernte, war es bei den vornehmen Römern Mode geworden, sich einen grammaticus oder litteratus zu halten, der die Jugend in die griechischen Dichterwerke einführte, um aus ihnen Lebensweisheit und Sittlichkeitslehren zu schöpfen. Der rohe Sieger beugte sich willig dem gebildeten Besiegten (ep. II. 1, 156). Horaz, geboren in dem zweisprachigen Großgriechenland, war gewiß auch der griechischen Sprache mächtig; erwähnt er doch selbst seine ersten dichterischen Versuche in griechischen Versen.

Einen gewissen Abschluß der Bildung gewährte endlich das dritte Stadium, das der junge vornehme Römer durchmachte, das Studium der griechischen Philosophie, freilich in einem dem römischen Geschmack mundrecht gemachten Eklekticismus, der aus allen Systemen das nahm, was römischem Wesen zusagte. Und so können wir auch annehmen, daß sich Horaz schon in Rom mit philosophischen Studien beschäftigt hat. (sat. I. 6, 82 ipse (pater) omnes circum doctores aderat.) Freilich den würdigen Abschluß auf diesem Gebiete konnte nach der herrschenden Meinung nur Athen geben, die Metropole der Kunst und der Wissenschaft, jenes geistige Centrum, auf welches die Blicke der Edelsten aller Nationen gerichtet waren, ganz ebenso wie auf Paris im vorigen Jahrhundert. Das Urteil des alternden Goethe über Frankreichs Hauptstadt, dort sei eine solche Fülle von Geist in Kurs gesetzt, wie sie sich auf der ganzen Erde nicht wieder auf einem Flecke vereinigt finde, galt erst recht von Athen. Nach Athen! war die Losung des vornehmen jungen Römers. Diese Vorliebe für griechische Sprache und griechisches Wesen sollte sich später geradezu zur Manie steigern. Wie im vorigen Jahrhundert das Französische fast ausschließlich die Sprache der höheren Lebenskreise anderwärts war, so spielte unter dem für hellenisches Wesen ganz besonders empfänglichen Nero ein halbes Jahrhundert nach Horaz das Griechische dieselbe Rolle. Omnia graece! Alles auf griechisch! ironisiert Juvenal, Horazens Nachfolger in der Satire, diese Gräcomanie (VII. 187). Die Kenntnis der griechischen Philosophie gehörte damals geradezu zum guten Ton.

Die Philosophie im alten Rom.

Wie hatten die Zeiten sich geändert! Der alte praktische Römer brachte seiner Zeit philosophischen Spekulationen wenig Neigung entgegen; er begünstigte nur die Wissenschaften, die mit den Kriegs- und Staatseinrichtungen in engster Verbindung standen. Er wollte als Krieger glänzen, als Staatsmann zu Macht und Ansehen kommen, als Redner die Menge beherrschen: Gelehrter wollte er nicht sein. Selbst als nach der näheren Berührung mit Griechenland sich ein lebhafteres Interesse für Kunst und gelehrtes Wissen zu regen begann, betrachtete man philosophische Studien mit einem gewissen Mißtrauen. Noch der alte Ennius, ein Annalenschreiber, der etwa ein Jahrhundert vor Horazens Geburt starb, meinte, es sei gut, von der Philosophie zu nippen, schlimm aber, sich in sie zu versenken. Ein Senatsbeschluß soll sogar einmal die griechischen Philosophen und Rhetoren, weil sie demokratische Grundsätze verbreiteten, aus der Stadt verwiesen haben (Suet. de clar. rhet. I). Plutarch erzählt vom alten Marcus Porcius Kato, jenem strengen Römer alten Schlages, daß er emsig die Abfertigung der „Seelenverführer“ im J. 156 betrieben habe. (Cato M. 22.) Er sah mit Schmerz, wie die vornehme römische Jugend den feurigen Rednern zuströmte, unter ihnen ein Lälius, ein Scipio Afrikanus. Doch schon in der letzten Zeit der Republik war das Vorurteil gegen eine höhere geistige Bildung geschwunden. Ja, griechische Philosophen aller Schattierungen fanden in den gastfreien Häusern vornehmer Römer

Aufnahme und Anerkennung. Selbständiges freilich haben die Römer auf diesem Gebiete nie geleistet. Man trieb Philosophie doch immer nur zu praktischen Zwecken, sei es, um dialektische Gewandtheit im Vortrage zu erlangen, sei es, um sich gewisse Grundsätze fürs praktische Handeln anzueignen, an die man im Leben sich halten, mit denen man auch, wenn es zum schlimmsten kam, sterben wollte. Und als man sogar Studienreisen nach Athen unternahm, that man es wohl kaum aus Liebe zur abstrakten Wissenschaft. Je nach dem Zweck, den man mit solchen verfolgte, ging man zu Gaste bei Plato oder Aristoteles, bei Zeno oder Epikur; in den meisten Fällen naschte man bei allen Sekten. So beschäftigte sich Horaz mit den Lehren verschiedener Systeme, war also ein Eklektiker im eigentlichsten Sinne des Wortes, wie er denn auch selber ep. I. 1, 14 sagt:

In Athen.

nullius addictus iurare in verba magistri . . . . deferor hospes,

also fast mit denselben Worten, mit denen auch Cicero seinen Eklekticismus bezeugt (Tusc. IIII. § 7). Die Philosophie, die er frei von allem Schulzwang mit Witz und Laune seinen Dichtungen einfügt, giebt diesen eine ganz besondere Würze: wie sie dem Dichter selbst sichtbar zur Erholung dient, soll sie den Leser auf angenehme, geistreiche Weise belehren. Die Feinheit des Urteilens verrät weniger den zünftigen Fachmann, als den gebildeten, geistesgewandten Schriftsteller.

Nicht immer bezeichnet er die Quelle, aus der er schöpfte. Wir können daher den Umfang seiner Studien nur im allgemeinen bezeichnen. So z. B. erwähnt er den Aristoteles nie, erläutert aber an Beispielen (sat. I. 2) einen Satz des geistreichen Stagiriten: *μεσότης τις ἄρα ἐστὶν ἡ ἀρετή* „die Tugend ist die Mitte zwischen zwei Extremen".

Horaz und Aristoteles.

Die erste Epistel des 2. Buches mit ihrer lichten Darstellung der Entwicklung der griechischen Kunst (v. 90 ff.) und die Bemerkung über den Ursprung der ältesten ländlichen Feste (v. 139 ff.), ferner die Kenntnis physischer Probleme (ep. I. 12, 16 ff.) erinnert an Aristoteles. Vielleicht gehen auch die Proben, die Horaz von den Lehren des Pythagoras und anderer Weisen giebt, zurück auf die encyclopädischen Werke dieses alles umfassenden Gelehrten. Die sog. ars poetica beruht auf den Studien alexandrinischer Grammatiker, zeigt aber auch Spuren von Benutzung desselben Aristoteles.

Er selbst bezeichnet sich einmal (ep. II. 2, 42) als Besucher der Akademie.

Akademie.

Dieser Name wird zurückgeführt auf einen Heros Akademos, in dessen mit Hainen und schönen Spaziergängen umgebenem Gymnasium, $^1/_4$ Stunde nordwestlich von Athen, Plato, der Begründer der Schule gelehrt hatte.

Wir wissen nicht, welche Ansichten das damalige Haupt der Akademie, Theomnestus, den Horaz hörte, gehabt hat, wohl aber, daß diese Schule bis dahin verschiedene Stadien der Lehrmeinungen durchlaufen hatte, von der Überschwenglichkeit Platos hindurch durch einen trostlosen Skepticismus eines Arcesilaus und eine bedenkliche Sittlichkeitsauffassung eines Karneades, bis ein gewisser Philo, Ciceros Meister, sich wieder den idealistischen Ansichten Platos genähert hatte.

Peripatetiker.

Schon unter Aristoteles, dem größten Schüler Platos, hatte sich aus der Platonischen Schule die sog. peripatetische als eine selbständige losgetrennt. Sie hat ihren Namen davon, daß dieser mit Vorliebe beim Spazierengehen (*περιπατεῖν*) seine philosophischen Lehren erörterte. Der praktische Mann und scharfe Denker führte seine Schüler aus der windstillen, überirdischen Heimat der Platonischen Ideen und Begriffe — die Kraft der Seele, sich solche zu bilden, ist nach Plato einzig und allein eine Erinnerung ehemaliger, außerirdischer Zustände — zurück zur Erde, auf das Gebiet der Erfahrung, der Quelle aller sinnlichen Vorstellungen.

Den Gegensatz in der Auffassung beider Männer bringt das schöne Freskogemälde Raphaels im Vatikan zu Rom „Die Schule von Athen" zur Anschauung: während Plato die Hand zum Himmel emporstreckt, der Heimat seiner Ideen, deutet Aristoteles auf die Erde hin als sein Forschergebiet.

Horaz und Marcus Cicero.

Die peripatetische Schule leitete damals unter großer Anerkennung Kratippus (Cic. off. I., 1.) Er hatte den jungen Cicero unter seinen Zuhörern (off. III., § 5). Marcus Cicero, gleichaltrig mit Horaz, war in seinem 20. Lebensjahre nach Athen gekommen, also ein Jahr vor Cäsars Ermordung. Wir wissen nicht, wann Horaz nach Athen ging, wissen auch nicht, ob der Sohn des Konsuls, der an Rang keinem Könige der Welt nachstand, mit dem Sohn des Freigelassenen

Umgang hatte; näheren wohl schon aus dem Grunde nicht, weil es dem jungen Cicero mehr darauf ankam, sich in der Stadt der schönen Frauen und der leichten Sitte zu vergnügen als zu studieren, während der niedrig geborene Horaz allerdings seine akademische Zeit gut ausgefüllt zu haben scheint: seine Werke zeugen von einer achtbaren Bekanntschaft mit Griechenlands Philosophen und Dichtern. Der alte Cicero dagegen scheint mit der Aufführung seines Sohnes nicht recht zufrieden gewesen zu sein, wenn anders man aus den eindringlichen Ermahnungen des Vaters an den Sohn dies schließen darf (off. I., § 3 und Ende III., § 5): der junge, leichtlebige, ja zu Ausschweifungen neigende junge Mann scheint trotz eines jährlichen Wechsels von mehr als 20,000 Mark öfter in Geldverlegenheiten gewesen zu sein (off. III., § 6, ad. Att. XIII., 1. XIV. 16, 3).

Es ist selbstverständlich, daß sich Horaz auch mit den beiden damals gangbarsten philosophischen Systemen beschäftigte, dem Stoicismus und Epikureismus. Seine Werke zeugen von einem eingehenden Studium derselben. Beide bildeten Gegensätze, entsprachen aber ganz den extremen Neigungen der Römer: die strengen Grundsätze der Stoa machten ein praktisches, staatsbürgerliches Leben zur Pflicht (ep. I. 1, 16) und gewannen sich dadurch den ernsteren Teil der römischen Gesellschaft; Epikurs sinnliche Lehren und dehnbare Begriffe kamen dem römischen Lebemann entgegen: sie gestatteten die Wollust des Genießens.

Ihren Namen hat die Stoa von der *στοὰ ποικίλη*, jener mit Gemälden geschmückten Säulenhalle auf dem Markte zu Athen, wo Zeno aus Cypern lehrte, der Stifter dieser Schule. Ein durch Schiffbruch um sein Vermögen gekommener Kaufmann, geboren in der Mitte des 4. vorchristlichen Jahrhunderts, schwang er sich nach 20jährigem Studium bei verschiedenen philosophischen Sekten zum Haupt einer neuen empor.

Stoicismus.

Von allen philosophischen Sekten kamen die Stoiker dem Christentum am nächsten. Sie betonten ein sittenstrenges Leben. Die Güter dieser Welt betrachteten sie als etwas Gleichgültiges. Dem Fatum, das von Ewigkeit her waltet, muß man sich blind unterwerfen. Alles ist vergänglich, selbst die Götter: nur Zeus ist ewig. Dieser weiß selbst das Böse in der Welt seinem Plane dienstbar zu machen. Die Tugend ist ein geschlossener, unteilbarer Begriff: man hat sie entweder ganz oder überhaupt nicht. Sie ist nicht ein Gut unter andern Gütern, sondern schlechthin das einzige, das zu erstreben ist. Sie besteht in einem naturgemäßen Leben, d. h. in einem Verhalten, wo das menschliche Wollen in voller Übereinstimmung steht mit dem Naturgesetz und mit dem göttlichen Gebot. Nur der Weise, d. i. der Stoiker, ist im Besitz dieses Gutes, nach dem zu streben Aufgabe des Lebens ist. Noch Sokrates hatte gesagt: die Tugend ist ein Wissen, keine Errungenschaft bloßer Übung (Xen. Memor. III. 9, § 4 ff.) Die Stoiker gingen darüber hinaus und sagten: Mag auch das Wissen die Grundbedingung des sittlichen Handelns sein, so kommt es doch bei der Wertschätzung der sittlichen That darauf an, ob sie ein Ausfluß tugendhafter Gesinnung war. Wie der Herr in der Bergpredigt, stellt auch der Stoiker schon das böse Begehren der wirklichen Befriedigung des Gelüstens gleich. Wie die alten Germanen die alte sündige Welt in einem ungeheuren Weltbrande (muspilli) untergehen lassen, aus welcher dann eine schönere, sündlose hervorgeht, so erneuert sich auch nach der Lehre der Stoa die Welt immer aufs neue, immer gereinigter durch ein göttliches Feuer. Wenn auch den Stoikern die Seele nicht als unsterblich galt, so überdauert sie doch nach ihrer Meinung den irdischen Leib.

Andererseits gefielen sie sich auch in spitzfindigen Beweisen paradoxer Behauptungen, wie: Alle Fehler wiegen gleich schwer; nur der Weise, d. i. der Stoiker, ist frei; jeder Thor, d. i. Nicht-Stoiker, ist geistig krank. Das Lächerliche dieser Paradoxien wurde noch dadurch erhöht, daß die Verteidiger dieser Sätze in schäbiger Kleidung in den Straßen der Hauptstädte auftraten. Die stoischen Tugendschwätzer (*ἀρεταλόγοι*) waren bekannte und stehende Straßenfiguren. Oft mußten sie von ihrem Knüttel Gebrauch machen, wenn die ungezogenen Rangen der Großstadt sie am langen Philosophenbarte zupften, während sie ihre Weisheit zum Vergnügen des Publikums auskramten. (sat. I. 3, 133 ff.)

Und dennoch verdient diese ehrenwerte Richtung wegen ihres sittlichen Gehaltes trotz aller Verschrobenheit Beachtung und Anerkennung. Hatte doch diese Sekte allein den Mut, der allgemeinen Sittenverderbnis entgegen zu treten. Sie allein drang in der allgemeinen Auflösung aller

gesetzlichen Verhältnisse, wo der Selbstsucht Thor und Thür geöffnet war, auf Beharrlichkeit in dem, was man einmal für Recht und Pflicht erkannt hatte. Die römische Kaisergeschichte hat genug Beispiele dafür, daß die Stoiker für ihre Überzeugung auch zu sterben verstanden.

Epikureismus.

Einen Gegensatz zu der Lehre der Stoa bildete die heitere, dem Sinnengenuß Raum gebende Philosophie Epikurs und seines Vorgängers, des Aristipp. Nach dieser waltet nur der Zufall. Dem muß der Weise selbst unter den härtesten Qualen Gleichmut (od. II. 3. 1 ff.) und Seelenheiterkeit (securitas animi) entgegensetzen. Diese von Verdruß und Leidenschaft ungetrübte und auch untrübbare Stimmung (indolentia, ἀναλγησία) ist das höchste Gut. Sie beruht also auf der Lust (ἡδονή). Der epikureische Weise wird nun genau abwägen müssen, ob die zu erstrebende Lust nicht einen Schmerz zur Folge hat, der den Genuß überwiegt. In diesem Fall wird er auf letzteren verzichten. Andrerseits wird er aber auch dann den Schmerz vorziehen, wenn seine Einsicht ihm sagt, daß er dadurch einem größeren Schmerze vorbeuge, oder daß die Lust, die auf den Schmerz folgt, größer als dieser ist. Beim Übermaß des Schmerzes ist ein freiwilliger Tod gerechtfertigt. Auf jeden Fall ist es weise, in allen Dingen das rechte Maß zu halten: genieße das Leben, aber nur in so weit, als dein Seelenfrieden dadurch nicht beeinträchtigt wird.

Im Gegensatz zu den Stoikern, welche die Begriffe von Gut und Böse, Recht und Unrecht als ursprünglich und angeboren (φύσει) hielten, behauptete Epikur, daß dieselben durch die Erfahrung bestimmt worden seien. Der natürliche Mensch, sagt er, wußte anfangs nur einen Unterschied zu machen zwischen dem, was ihm nützt, und dem, was ihm schadet. Erst auf einer vorgeschrittenen Stufe gab ihm die Erfahrung an die Hand, was er für gut und was er für böse zu halten habe: kurz, obige Begriffe hätten sich erst im Laufe der Zeit nach Übereinkommen (θέσει) und aus dem Bedürfnis herausgebildet.

Aristipp.

Epikur selbst, ein Zeitgenosse des Stifters der Stoa, war ein sehr nüchterner Mann. Er führte in seinem Garten mitten in der Stadt Athen ein beschauliches Leben. Als sein Vorläufer gilt Aristipp aus Cyrene, ebenfalls ein achtbarer, mäßiger Mann. Schon das spricht für den vermeintlichen Genußmenschen, daß der reiche, vornehme Jüngling den Umgang mit Sokrates aus reinem Wissensdrange suchte, nicht aber, wie etwa ein Alcibiades oder Kritias, in der Absicht, um sich die nötige dialektische Gewandtheit anzueignen, die Menschen zu bearbeiten. Horaz selbst erzählt sat. II. 3, 100 ff. einen Charakterzug von ihm, nicht jedoch, ohne ihm den Vorwurf der Verrücktheit (insania) zu machen. Seine Sklaven trugen einmal auf dem Marsche durch die lybische Wüste zu schwer am Golde. Da befahl er ihnen, um schneller vorwärts zu kommen, einen Teil der Bürde abzuwerfen. Wie Cicero keinen Anstand nimmt, den Epikur einen vir bonus zu nennen, so giebt

Horaz und Aristipp.

er auch Aristipp (de fin. II. 6, 15) das ehrende Beiwort Socraticus. Seine Lebensanschauungen scheinen ganz besonders Horaz behagt zu haben. Er fühlte sich eins mit ihm in dessen Grundsatz: *ἔχω Λαΐδα, ἀλλ' οὐκ ἔχομαι ὑπ' αὐτῆς*, wenn er ep. I. 1, 18 sagt: „Suche stets mir unterzuordnen die Dinge, nicht mich den Dingen" (et mihi res, non me rebus subiungere conor); dessen Lebensprinzip: *τὰ μὲν παρόντα σπέρχειν, τὰ δὲ βέλτιω ζητεῖν*, der gegenwärtigen Lage die beste Seite abzugewinnen suchen und für die Zukunft Besseres zu hoffen, hat auch Horaz zu dem seinigen gemacht. Weder Epikur noch Aristipp sind verantwortlich zu machen für ihre entarteten Schüler, die Hedoniker, die allein in die sinnliche Lust die Glückseligkeit setzten.

Horaz und die Philosophie Epikurs.

Horaz war seiner ganzen Naturanlage nach ein Epikureer, wenigstens in der Jugend, wie er denn sich selber noch in späterer Zeit (ep. I. 4, 16) seinem Freunde Tibull gegenüber, allerdings mit scherzhafter Übertreibung und in Bezug auf seinen feisten, wohlgenährten Körper, „ein Schweinchen aus Epikurs Herde nennt". Hiermit giebt er gewiß die Meinung wieder, die der

Umschwung.

sittenstrenge Stoiker von einem Jünger Epikurs hatte. Jedoch mit der Reife der Jahre und der Lebensanschauungen des Dichters tritt ein Umschwung ein. Noch in den Satiren sind die Stoiker wegen ihrer verschrobenen Ansichten oft ein Gegenstand des Spottes. Liebevolle Bezeichnungen, wie geschwätzig, triefäugig, verdreht, der „8." Weise sind dem Dichter geläufig. In den Episteln und Oden dagegen verfolgt er sie wenigstens nicht mehr mit seinen Sarkasmen. So giebt er einem Panätius, der bestrebt gewesen war, die schroffen Kanten des stoischen Systems abzuschleifen, das ehrende Beiwort nobilis (od. I. 29, 13). Er spricht mit Achtung von der Tugend und Charakterstärke (mores ep. I. 19, 14) des Stoikers Kato Uticensis, der mit dem Sturz der Republik in einen freiwilligen Tod ging. Noch bekämpft er sat. II. 7 den stoischen Satz: Allein der Weise ist frei, d. i. nach stoischer Auffassung, der von Leidenschaften freie Mensch. Dagegen sagt er ep. I. 16, 63 ff. offen: Wer noch unter der Herrschaft der Leidenschaft steht, ist kein vir bonus, d. i. nach v. 73 gleichbedeutend mit vir sapiens. Noch bekämpft er sat. I. 3 in seiner Anwendung auf das praktische Leben den stoischen Satz: Alle Fehler wiegen gleich schwer. Dagegen erkennt er ep. I. 16, 55 ff., wenigstens in der Theorie, seine Richtigkeit an: auch die kleinste Abweichung vom Recht, wie der Diebstahl einer Bohne, setze eine Nichtachtung desselben voraus.

Die Einteilung der Affekte in vier Gattungen: Freude, Schmerz, Begierde, Furcht (ep. I. 6, 12) ist stoisch, nicht minder der Grundsatz: oderunt peccare boni virtutis amore (ib. v. 52), sowie der Grundsatz: vivere naturae convenienter (*ὁμολογουμένως τῇ φύσει ζῆν*), d. i. in Übereinstimmung leben mit der Natur und der sittlichen Weltordnung.

Horaz über die Gottheit.

Noch epikureisch sind seine Ansichten über die Götter in den Satiren z. B. I. 5, daß die seligen Götter sich um die Welt nicht kümmerten, daß jedes Naturereignis natürliche Ursachen habe, wie die Physik lehrt.

Horaz selbst, für seine Person, bedurfte wohl kaum des Glaubens an die Götter, ganz in Übereinstimmung mit der freigeistigen, aufgeklärten Tafelrunde um Mäcen. Wenn dennoch die Oden dafür Zeugnis ablegen, daß er, der bis dahin „gleichgültige und seltene Diener der Götter" (I. 34), aufgeschreckt durch ein Ereignis bei heiterm Himmel, wieder einzumünden sucht in die verlassene Straße des bis dahin verachteten Volksglaubens, wenn er seine mannigfachen Rettungen der göttlichen Vorsehung zuschreibt — schon den schlafenden Knaben haben sie vor Bären und Schlangen behütet (od. III. 4); Faunus, der „Gnädige", hat nach od. II. 17 das Glückskind (Mercurialem virum) auf seinem Sabinergute vor dem stürzenden Baume behütet; der Götter Walten hat sich gezeigt in der Schlacht bei Philippi und bei der Heimkehr von Griechenland am stürmischen Vorgebirge Palinurus (od. III. 4) — so ist es möglich, daß der ehemalige Freigeist zum Glauben an das Walten eines Gottes gekommen ist, der das Weltall erhält und regiert (od. I. 12); doch andrerseits ist auch nicht ausgeschlossen, daß der epikureische Spötter in den Oden, die für das Volk berechnet waren, in religiösen Dingen ein Doppelgesicht zeigt. Wie er des Kaisers gesetzgeberische Thätigkeit in Bezug auf Moral und Sitte nach allen Seiten hin unterstützte, indem er in den Oden (z. B. III. 6 u. 24) die Reinheit der Ehe und des Familienlebens geradezu als Bedingung des Fortbestehens des Staates hinstellt, derselbe Dichter, der in der Jugend der Hetärenwirtschaft huldigte, der sat. I. 2 die Matronenjäger vor Ehebruch warnt, nicht etwa aus sittlicher Entrüstung, sondern wegen der Gefahren, die dem Ehebrecher drohten — so mag er auch in religiösen Angelegenheiten die Politik des Augustus unterstützt haben, der grade in der Pflege des Volksglaubens einen wichtigen Faktor der Wiedergeburt des römischen Volkes sah. Doch mag es Überzeugung bei ihm gewesen sein, mag er aus Staatsinteresse, huldigend dem epikureischen Nützlichkeitsprinzip, gehandelt haben: Horaz hat manchen herrlichen Hymnus zum Preise der Götter gedichtet; er hat nicht nur selber geopfert, sondern auch andere dazu aufgefordert. Ja, es mutet uns an wie ein Psalmwort, wenn er od. III. 23 betont, daß Gott nicht auf die Größe des Opfers, sondern auf die Reinheit der Gesinnung sehe. In der letzten Römerode (III. 6), wo er mit unerbittlicher Hand die Sonde legt in die Wunde, an der das römische Volk hinsiechte, macht er Sieg und Niederlage desselben geradezu von seinem Verhalten zu den Göttern abhängig.

Horaz über die Unsterblichkeit.

Auf jeden Fall ist Horaz Epikureer geblieben im Leugnen der Unsterblichkeit der Seele. Nach Epikur besteht der Geist nicht minder wie der Körper aus auflösbaren Atomen. Beide also müssen vergehen. Doch ist der Tod kein Übel, denn es tritt ja Empfindungslosigkeit ein; daher weg mit der Todesfurcht (ep. II. 2, 207)! So besteht denn nach Horaz die Unsterblichkeit nur in der Fortdauer des ruhmvollen Namens, wie sie gesichert wird durch das Lied des Dichters und durch Denkmäler (od. III. 8, 14): das Einzelwesen zerfällt in Staub (od. IIII. 7, 14 pulvis et umbra sumus). Nur die Natur als solche hat durch stete Erneuerung eine bedingte Ewigkeit. So versteht denn Horaz gewiß auch sat. II. 2, 79 unter divinae particulam aurae nur den himmlischen Äther, aus dem alles Lebende besteht. Er spricht allerdings von der Schattenwelt

(domus exilis Plutonia); er erwähnt die Qualen eines Prometheus, Tantalus, Sisyphus in derselben; aber sicherlich giebt er hier nur die Anschauungen des Volkes und der Dichter wieder: für ihn selbst ist der Hades nur ein hohler Klang; ihm sind die Manen nur Fabelwesen (fabulae), der Gott der Unterwelt ist ihm ein Mythos.

Die Quintessenz Horazischer Lebensphilosophie.

Doch wie weit auch die philosophischen Sekten auseinander gehen mochten: in einem Punkte gab es keine Meinungsverschiedenheit, in dem Pythagoreischen τὸ μηδὲν θαυμάζειν „laß dich durch nichts aus deiner philosophischen Ruhe bringen." Und so hat denn auch Horaz als Quintessenz seiner Lebensphilosophie das nil admirari (ep. I. 6) hingestellt. Goethe nennt denjenigen, der sich nicht mehr verwundern kann, einen Klotz. So versteht auch Horaz in dem nil admirari nicht etwa jene Blasiertheit, wo die matte Seele nicht mehr imstande ist, sich einen höheren Schwung zu geben, sondern jene Gemütsverfassung, die nicht minder vor einer übertriebenen Wertschätzung als einer Unterschätzung irgend eines Gutes bewahrt, die also weder ein brennendes Verlangen nach einem begehrenswerten Besitze, noch jenes starre Entsetzen bei dem bloßen Gedanken an den Verlust des geliebten Gegenstandes in dem Herzen des Menschen aufkommen läßt.

Kriegsdienst unter Brutus.

Aus diesen philosophischen Studien in seinem „lieben" Athen sollte ihn ein weltgeschichtliches Ereignis jäh aufschrecken: die Ermordung des gefürchteten Cäsar, dessen Militärherrschaft die Jugendzeit des Dichters erfüllt hatte. Das befreite Rom jauchzte den republikanischen Freiheitshelden zu, unter deren Dolchstichen der Tyrann, der nach dem Königstum gestrebt hatte, verblutet war. Die in Athen studierende Jugend jauchzte ihnen zu, als Brutus, das Haupt der Verschworenen, noch im Herbst 44 selber nach Athen kam, um unter ihr für die Sache der Freiheit zu werben.

In den Vorlesungen des Akademikers Theomnestus, denen nach Plutarch (Brut. c. 24) auch Brutus beiwohnte, mag letzterer auf Horaz aufmerksam geworden sein. In freudiger Begeisterung trat dieser mit dem jungen Cicero unter die Fahnen des gefeierten Führers. Doch während Marcus Cicero schon 3 Jahre früher zur Zufriedenheit seines Oberfeldherrn Pompejus eine Abteilung Reiter geführt hatte (off. II. § 45), hatte Horaz bisher überhaupt noch keine Kriegsdienste gethan. Es war also etwas Unerhörtes, daß Brutus den der Strapazen des Kriegs- und Lagerlebens ungewohnten jungen Mann zu einem der 6 Tribunen machte, die eine reguläre Legion zu haben pflegte. Es ist ja richtig, daß auch sonst Familienbeziehungen und persönliche Freundschaft mehr Einfluß hatten auf die Beförderung in diese Vertrauensstellung als militärische Befähigung — sind doch selbst die Leistungen der Tribunen im Heere Cäsars meist recht unbedeutend gewesen — doch dem Sohn eines Freigelassenen, der dazu noch vollständig ein Neuling auf militärischem Gebiete war (ep. II. 2, 47), den mit dieser Stellung verbundenen Ritterrang einzuräumen, war wohl noch nie dagewesen. Brutus wagte es: er mochte wohl die aufflackernde Begeisterung des Jünglings und seine Schwärmerei für ein erträumtes Ideal für echt halten. Auf jeden Fall trug diese unerhörte Beförderung dem neugebacknen Obersten so viele Neider ein, wie später die intime Freundschaft, mit der ihn Mäcen beehrte (sat. I. 6, 45 ff.)

Wir wissen, daß im Frühling des folgenden Jahres Brutus als Proprätor nach Macedonien und von da nach Kleinasien ging. Im Gefolge dieses Führers durchzog Horaz wahrscheinlich diese Länder. Doch ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß er den Seeweg über das ägäische Meer eingeschlagen hat: er schildert mit Vorliebe die Gefahren desselben. Wenn er Larissa in Thessalien unter den Namen der vom Dufte der Dichtung und Sage umwobenen Städte aufzählt (od. I. 7), so braucht er diesen Ort nicht gerade selbst gesehen zu haben: dieser üppige Herrensitz thessalischer Geschlechter soll wohl nur einen Gegensatz bilden zum abgehärteten (patiens) Lacedämon. Die Gegenden des Hebrus und überhaupt Thracien konnte er auch auf dem Marsche von Sardes nach Philippi gesehen haben, wo es endlich zwischen den Republikanern und Triumvirn zur blutigen Entscheidung kam.

Lessing legt dem Dichter in seinen „Rettungen" wohl zuviel Kriegsmut bei. Ohne ihm Unrecht zu thun und trotz seiner Behauptung, daß er auch den Besten im Kriege gefallen (ep. I. 20, 23), dürfen wir wohl behaupten, der so bequeme, das Leben so vorsichtig genießende Mann wird auch als Jüngling kein besonders „schneidiger" Soldat gewesen sein, konnte es auch nicht

sein, weil ihm jede militärische Vorbildung fehlte. Nennt er sich doch selbst in jener 1. Epode, wo er sich dem Freunde Mäcen als Kriegsgefährten gleichsam aufdrängt, „unkriegerisch und schwächlich", so daß er nach des Freundes Urteil ihm gar nichts nützen könne (v. 15). Schnell genug mag unter den Strapazen des Land- und Seeweges, unter den Unbequemlichkeiten des rauhen Lagerlebens die anfängliche Begeisterung verraucht sein. Aber ebenso Unrecht würde man ihm thun, wenn man in dem Bekenntnis (od. II. 7), er habe bei Philippi seinen Schild weggeworfen, ein Eingeständnis seiner Feigheit sehen wollte. Lessing vermutet in dieser Offenheit gradezu ein feines Eigenlob. Indes Horaz will mit der Wegwerfung des Schildes gewiß nur den Gedanken ausdrücken: Auch ich nahm an der allgemeinen Flucht teil und rettete mein Leben unter Drangabe der Waffen, die mir jetzt nur hinderlich waren. Dazu kommt, daß Horaz Nachahmer griechischer Vorbilder ist. Wenn er des Schutzes der Tauben in seiner frühsten Kindheit Erwähnung thut (od. III. 4), so folgt er nur Plato, Pindar und Stesichorus, die Ähnliches von sich rühmen. Auch hier entlehnt er gewiß sogar vom Persönlichen die Farbe. Archilochos, sein Vorbild in der Epodendichtung, sagt gleichfalls, nach dem Berichte des Plutarch, von seinem Schilde: κάλλιπον οὐκ ἐθέλων, um ihm ein lustiges: hol' dich der Geier (ἐρέσθω)! nachzurufen. Nicht minder offen sagt auch sein Vorbild in der Lyrik, Alcäus, daß er in der Schlacht das Hasenpanier ergriffen; ebenso freimütig bekennt Anakreon, sein geschätztes Muster in der Erotik, den Schild weggeworfen zu haben und davon gelaufen zu sein, wie ein Kuckuck (ὥστε κόκκυξ).

Nach Philippi.

Der Entscheidungskampf bei Philippi war geschlagen; die eisernen Würfel waren zu Gunsten der Triumvirn gefallen; das Schicksal der Republik war entschieden. Brutus und Cassius hatten einen freiwilligen Tod gesucht und gefunden. Die Flucht war allgemein. Ein Teil des republikanischen Heeres war zu Sextus Pompejus nach Sicilien übergegangen. Der Rest unterwarf sich dem Sieger, nachdem die Hoffnung des Heeres, Messala, die Führerschaft abgelehnt hatte, trotzdem die republikanische Flotte noch unversehrt war. Diejenigen, die sich unterwarfen, erhielten, nach der Überlieferung des Cassius Dio, unter dieser Bedingung Amnestie und wurden unter die Sieger verteilt. Horaz, der ohne weiteres nach Hause zurückkehrte, hatte also keinen Anspruch auf Begnadigung. Man darf auf Grund der Suetonischen Worte venia impetrata annehmen, daß er sich diese vom großmütigen Sieger später persönlich erbeten hat.

Wiederum können wir daraus, daß er wiederholt (od. I. 3; II. 14, 13; III. 27, 18) die Gefahren des tückischen und sturmreichen adriatischen Meeres erwähnt, gleichsam ein Nachhall der Schrecken, die noch lange in ihm nachzitterten, schließen, daß er den Seeweg bei der Heimkehr eingeschlagen hat. Auch die Scholiasten bemerken zu od. III. 4, 28, daß er beim Vorgebirge Palinurus Schiffbruch gelitten habe. Dann mag er von Neapel aus auf dem Landwege Rom erreicht haben.

Nirgends berichtet er, ob er seinen Vater noch am Leben getroffen, wohl aber, daß er sein väterliches Besitztum — der Vater mochte inzwischen nach Venusia zurückgekehrt sein und das bis dahin verpachtete Gütchen wieder selbst übernommen haben — verloren habe. Nach Appian (bell. civ. IIII 3) gehörte Venusia nämlich zu den 18 Städten, deren Ländereien die Triumvirn nach Beendigung der Bürgerkriege ihren Veteranen angewiesen hatten. So stand er mittellos da, „in gedrückter Stimmung mit beschnittenen Schwingen" (ep. II. 2, 49 ff.) Sei es, daß er noch etwas aus den Trümmern seiner verkrachten Existenz gerettet, sei es, daß er auf irgend eine Weise die nötige Summe aufgetrieben hat: er kaufte sich, um nur leben zu können, nach Sueton, eine Sekretärstelle beim Quaestor urbanus.

Ein solcher scriba war trotz seiner Subalternstellung — er gehörte zu den Dienern der höheren Beamten (apparitores magistratuum) — nicht ohne Einfluß. Ja, es war schon wiederholt vorgekommen, daß ein solcher Beamter sich zu kurulischen Würden emporgearbeitet hatte — aber der Abstand zwischen dem freien Soldatenleben und dem gezwungenen Büreaudienst war für einen Menschen, der mit sich und der Welt zerfallen war, zu groß, als daß Horaz sich mit dem Gedanken, sein Leben in der dumpfen Schreibstube hinbringen zu müssen, sogleich ausgesöhnt hätte: da drückte ihm Schmerz und Zorn über sein verfehltes Dasein, gepaart mit keckem Jugendmute, die Feder in die Hand. Horaz griff zu den giftgetränkten Pfeilen der Jambenpoesie des Archilochus von

Sturm- und Drangperiode.

Epoden- und Satirendichtung.

Paros (um 700 v. Chr.) Archilochisch waren Horazens Jamben freilich nur nach Versmaß und Tendenz, echt römisch jedoch dem Inhalte nach, wie er selber, um seine Originalität zu wahren, ausdrücklich hervorhebt (ep. I. 19, 23 ff.) Es war ungefähr derselbe Ingrimm über die politischen und socialen Zustände, die im vorigen Jahrhundert den deutschen Freiheitsschwärmer Schiller zum Dichten der Produkte der Sturm- und Drangzeit trieb. Und wie die Dramen des Jünglings nicht heranreichen an die klassischen Erzeugnisse des Mannes mit gereifter Lebenserfahrung und geläutertem Geschmack, so sind auch die Epoden weit entfernt von jener klassischen Vollendung, die eine große Reihe von Oden geradezu zu kleinen Kunstwerken stempelt. Doch haben erstere vor diesen eins voraus — und man tauscht es gern ein für die Glätte und Reinheit der Form — die Frische der Empfindung, den Brustton der Leidenschaft, deren nur die Jugend fähig ist.

Neigung und Erziehung bestimmte Horaz zu einer dichterischen Thätigkeit, bei welcher er weder auf den Beifall des angegriffenen Publikums noch auf Honorar von seiten des Buchhändlers rechnen konnte, selbst wenn er die Absicht gehabt hätte, seine Jamben zu veröffentlichen. Das war aber durchaus nicht der Fall. Den Römern war eben die Neigung zur Satire angeboren. Cicero zieht den Witz des Italikers sogar dem attischen Salze vor. Die oben erwähnte väterliche Erziehungsweise, vielleicht auch die sarkastische Ader seines Lehrers Orbilius, dem Sueton nachsagt (de illustr. gram. c. 9), sein Spott habe nicht einmal die ersten Männer der Stadt verschont, bestärkte die satirische Grundstimmung. Scherzhafte Übertreibung und — Klugheit läßt ihn freilich ep. II. 2, 52 ein anderes Motiv angeben: der Hunger habe ihn zum Dichten getrieben. Allein der Zusammenhang, in dem diese Worte stehen, fordert eine andere Annahme. Der Dichter nämlich, im Begriff, von der Dichtkunst Abschied zu nehmen, hatte einst dem Empfänger des Briefes, Julius Florus, Gedichte versprochen. Florus hat bis jetzt vergeblich darauf gewartet und nennt den Dichter wortbrüchig (mendax). Da erzählt ihm dieser ohne jeden Übergangsgedanken die Geschichte von jenem Kriegsknechte des Lucullus, dem im Schlafe seine Geldkatze (zona) gestohlen worden war. Da wird der sonst harmlose Mann der Schrecken der Feinde. Der Oberfeldherr drückt ihm nach einer glänzenden That auch in klingender Münze seinen Dank aus. Als es später wieder einmal galt, eine Burg zu stürmen, und der Feldherr stark auf seinen Helden rechnete, da sagt dieser mit Bauernschlauheit (catus): „Mag doch der gehen, der seine Geldkatze verloren hat.“ Horaz spricht dann von den bittern Erfahrungen, die er außerhalb Italiens und hier gemacht hat, wo er sein väterliches Gut in den Händen Fremder fand: da habe ihn — Armut zum Dichten getrieben. Was er nicht sagen durfte: Ingrimm über das Vorgehen des Siegers, verschweigt er klüglich. Doch mit dürren Worten sagt er od. I. 16, 22 ff.: die Glut der Leidenschaft riß mich hin in holder Jugendzeit, mich mit Jambenpfeilen zu rächen. Freilich war Horazens Zornmütigkeit meist eine recht gelinde, später nur ein Gemisch von Humor und Spott. Seine Jamben haben gewiß keinen in den Tod getrieben, was von den Spottversen des Archilochus gesagt wird, der mit diesen den Mann verfolgte, der ihm seine Tochter vorenthalten hatte.

Schon ganz anders zürnte ein halbes Jahrhundert später der für stoische Ideale begeisterte jugendliche Persius und namentlich erst Juvenal unter Domitian: diese Satiriker stürzten sich mit der ganzen Wucht moralischen Ingrimms auf die Laster ihrer Zeit.

Der Name Epode.

Horaz selbst nannte diese Erstlingspoesie Jamben, die spätere Zeit Epoden. Der Name ἐπῳδός (sc. στίχος), d. i. Nachklang, bezeichnet eigentlich nur die kürzere Reihe, die der längeren folgt, so z. B. im elegischen Distichon den Pentameter, eine glänzende Erfindung des Archilochos. In diesem Sinne würde allerdings 3 Gedichten (epod. 11. 13. 17) ihrer Form wegen diese Bezeichnung nicht zukommen. Bei Horaz selbst ist das Epodenmaß die dichterische Form für den verschiedensten Inhalt, nicht nur für Haß und Leidenschaft, sondern auch für Dankbarkeit und Freude, Liebe und Freundschaft, Scherz und Humor. Ja, gerade die Jambenpoesie zeigt uns den gemütvollen Naturdichter. Die Epodenform haben, außer od. I. 7. 28. II. 18, die beiden ebenfalls unter den Oden stehenden Frühlingslieder — der Dichter konnte sie wohl in die bereits veröffentlichte Epodensammlung nicht mehr einreihen und stellte sie unter die Oden — das heitere erste (od. I. 4) und das 10 Jahre später gedichtete ernste, schwermütige zweite (od. IIII. 7), und

dann die populärste aller antiken Idyllen, deren Anfang: beatus ille qui procul . . selbst der Laie zu citieren pflegt. Selig preist Horaz epod. 2 denjenigen, der sich flüchten darf in die friedliche Stille der unentweihten Natur. Der unerwartete Schluß mit seinem feinen Sarkasmus — Heinrich Heine, die „Spottdrossel im deutschen Dichterwalde“, bringt mit Vorliebe solche Abschlüsse tiefinniger Gefühlsergüsse — verleiht dieser Musteridylle einen ganz besonderen Reiz. epod. 2.

Horaz begann seine Dichterlaufbahn wohl mit der Epodendichtung. Bald jedoch wechselte er ab mit dem Hexameter, demselben Versmaße, in welchem 1 Jahrhundert früher ein Lucilius die Verkehrtheiten und Gebrechen seiner Zeit an den Pranger gestellt hatte. Und gerade letztere Gattung scheint der Natur des Horaz ganz besonders entsprochen zu haben (hoc erat, quod melius scribere possem sat. I. 10, 46). Zwischen den Epoden und Satiren ist kein Unterschied im Inhalt, nur im Versmaß. Beide gehen ungefähr 1 Jahrzehnt neben einander her und beschäftigen den Dichter von seiner Rückkehr nach Rom bis zum Jahre 30, also etwa vom 25. bis zum 35. Lebensjahre. Die Ordnung der Aufeinanderfolge der einzelnen Gedichte ist in keiner Gattung eine chronologische. Doch darf man annehmen, daß die schärfsten Epoden und Satiren auch die frühsten ihrer Gattung sind, von den Epoden etwa die 16. und 7., erstere schon wegen ihrer ungelenken Satzverbindung, der Härte des Ausdrucks und des überspannten rhetorischen Charakters. Sie ist etwa 41 geschrieben, beim Beginn des perusinischen Krieges, wo das Wüten des Bürgerkrieges, der bereits zwei Menschenalter hindurch Italien zerrüttete, aufs neue beginnen sollte. Da kennt der Dichter in seiner verzweifelten Stimmung keinen andern Ausweg als den, den blutgetränkten Boden Roms mit den lachenden Gefilden des Schlaraffenlandes, der insulae fortunatae, zu vertauschen, jenem geträumten Paradiese des Altertums, wo man des Lebens Drang und Not nicht kennt. Dann greift er in der 7. auf die Ursache der Bruderkriege zurück und findet sie sonderbarer Weise in einem tragischen Verhängnis, das auf dem Römervolke liegt: in dem Rachewerk der Ate, die, den Brudermord des Remus rächend, den Untergang des Reichs verlangt. Doch dieser private Eifer galt, wie er bald erkennen sollte, einer verlorenen Sache. Angriffe auf die Machthaber selbst, die unbedenklich vom Recht des Proscribierens Gebrauch machen durften, verbot die einfachste Regel der Klugheit: ihm blieb nichts weiter übrig als die Auswüchse des gesellschaftlichen und privaten Lebens zu geißeln, wobei er allerdings selbst die Umgebung eines Octavian nicht schonte. Als älteste Satire, wahrscheinlich im J. 40 verfaßt, muß I, 2 gelten, voll von Anspielungen auf griechische Originale — eine Durchhechelung der vornehmen Gesellschaft: des Sängers Tigellius, eines gewissen Sallust, der mit Buhlerinnen Ruf und Vermögen vergeudete, beide Vertraute des Octavian; nicht minder mag der Matronenjäger Cupiennius, ein Busenfreund des Kaisers, und die Sittenlosigkeit einer Tochter des Sulla dem Stadtklatsch reiche Nahrung geboten habe. Ja, wäre der Name Maltinus nicht als gangbarer Römername gut bezeugt, dann könnte man mit dem Scholiasten Porphyrio vermuten, daß mit dem Weichling dieses Namens der Günstling Mäcen selbst gemeint sei, der allerdings im vertrauten Kreise diesen Beinamen geführt haben soll (Phil. 1846, p. 322). Dann wird er vorsichtiger und milder. An Stelle hervorragender Persönlichkeiten brandmarkt er stadtbekannte, verachtete Individuen aus dem Volke; ja, der einzelne ist wohl nur der Typus ganzer Menschenklassen. epod. 16. epod. 7. sat. I. 2.

So mag er epod. 4 das Parvenutum seiner Zeit, jene katilinarischen Existenzen geißeln, die sich an den Gütern der Geächteten gemästet hatten, Emporkömmlinge, denen die Sklavenkette gleichsam noch nachklirrte. Mit ihrem Vermögen hatten sie sich in den Ritter- ja, in den Senatorenstand hineinzuschmuggeln verstanden. Ein solches Individuum stolziert jetzt auf der via sacra einher, inmitten der vornehmen Welt Roms, angethan mit der Sechsellentoga (trium ulnarum toga), oder fährt großspurig im Ponywagen auf der Appischen Straße dahin; ja, er ist Kriegstribun und sitzt vorn, auf den Ritterbänken, im Theater. epod. 4.

Horaz zieht dann wieder zu Felde gegen die Lästersucht feiger Kläffer (epod. 6), wünscht (epod. 10) einem elenden, bissigen Dichterling einen entsetzlichen Reisesegen, zeichnet (epod. 8) mit erbarmungslosem Realismus, einen Zola unserer Tage fast noch überbietend, ein Opfer ungezähmter Sinnlichkeit. epod. 6. 10. epod. 8.

Gewiß, Horaz will, wie vielleicht der genannte französische Romancier, abschreckend wirken, indem er das Laster in seiner widerwärtigen Nacktheit hinstellt; aber die Ästhetik muß diesen Naturalismus verwerfen.

Doch es wäre unnatürlich gewesen, wenn die pessimistische Stimmung, die das Leben des 25jährigen jungen Mannes vorübergehend verbittert hatte, lange angehalten hätte: bald sucht er Zerstreuung und Vergessenheit in Liebesabenteuern, die sich in Rom, wo als Sittencodex galt: Erlaubt ist, was gefällt! wo alles dem Grundsatz huldigte: Genieße, nur der Augenblick ist dein! gesucht und ungesucht darboten. Und Horaz, der fein gekleidete, im Jugendschmucke seiner schwarzen Locken prangende Jüngling (ep. I. 7, 26), durfte wohl Anspruch machen auf Beachtung von seiten der Schönen Roms.

Trotzdem scheint er auf dem Gebiete der Liebe die Wahrheit des Vergilischen varium et mutabile semper femina, die Launenhaftigkeit des Weiblichen, an sich selber reichlich erfahren zu haben. In mondbeglänzter Zaubernacht hatte ihm die Libertine Neära ewige Liebe und Treue
epod. 15. geschworen (epod. 15), Schwüre, die jedoch der Wind verwehte, als ihr ein reicherer Liebhaber
epod. 14. mehr bieten konnte. Auch die Gunst der Libertinen Phryne mußte er mit mehreren teilen (ep. 14). Doch ein Horaz wußte sich zu trösten; bald schwärmte er für eine andere — Unwürdige, Inachia, wie er später erkannte. Mit Scham gesteht er jetzt, daß er zum Stadtgespräch geworden war
epod. 12. (epod. 12); und doch denkt er mit Wehmut zurück an jene schönen Tage, genossen im Mai des Lebens. Die Geliebte stieß ihn ab und zog ihn an, ähnlich wie Göthe, trotz seines Gelübdes, Lillis Schwelle nicht wieder zu betreten, unwiderstehlich zu ihr zurückgezogen wurde, nur mit dem Unterschiede, daß die Buhlerin Inachia nicht im entferntesten einen Vergleich aushält mit der zwar koketten, aber sittenreinen Bankierstochter in Frankfurt. Horaz kennt die Betäubungsmittel
epod. 13. und macht reichlichen Gebrauch von ihnen (epod. 13.), als ob er geahnt hätte, daß 10 Jahre später nicht mehr der Jugend Locken um eine furchenlose Stirn fallen würden, daß der Rosenkranz beim Zechgelage dann ein schon ergrautes Haupt bedecken sollte (od. II. 11).

Nachtbilder menschlicher Verirrungen entwirft der Dichter in 2 Epoden. Er läßt uns in
epod. 5, 17. der 5., sonderbarerweise dem längsten aller uns überlieferten Gedichte, einen tiefen Blick thun in den Abgrund scheußlichsten Aberglaubens seiner Zeit. Shakspeares Hexen sind dämonische Wesen aus der Geisterwelt: hier haben wir es mit irdischen Spukgestalten zu thun, mit entmenschten Weibern, an deren Tigerherzen die rührenden, kindlichen Bitten des zu Tode gemarterten Knaben wirkungslos abprallen. Zu dieser Schilderung ist Goethes „Hexenküche" im Faust ein harmloses Gegenstück. Die Giftmischerin Canidia — nach dem Scholiasten hat der Dichter ihren ursprünglichen Namen Gratidia, die „Holde", mit boshafter Anspielung auf ihre grauen Haare verwandelt in Canidia, entsprechend etwa unserm „Grauschimmelchen" — Canidia muß den Dichter, der gewiß ehemals der Hetäre näher getreten war, tödlich verwundet haben, eine Kränkung, die der sonst nicht gerade rachsüchtige Dichter nie verwinden konnte. Hat er doch, um sie anzuprangern, drei besondere Gedichte geschrieben (epod. 5, 17. sat. I. 8) und auch sonst noch gelegentlich manche Ausfälle gegen sie gemacht. Alles Dagewesene aber übertrifft diese letzte Epode der Sammlung (17), wo er die vollen Schalen beizender Lauge über die „fromme Keuschheit" ausgießt, die in der Subura, dem verrufensten Quartiere Roms, ihr Wesen trieb. Der Hohn wird noch dadurch erhöht, daß er alle schweren Beschuldigungen gegen Canidia scheinbar als unbegründet zurückweist, nur um nochmals Gelegenheit zu haben, ihr Sündenregister im Zusammenhang dem Publikum vorzuführen: die Schmach ihrer Geburt, ihr schamloses Treiben auf den Friedhöfen, wo sie in Armengräbern nach Liebeszauber herumwühlt. . . .

Doch genug dieser Proben Horazischer Kunst, mit Keulenschlägen niederzuschmettern, wen er vernichten wollte. Wenden wir uns lieber den Epoden zu, wo der Freundschaft ein herrliches Denkmal gesetzt wird, jener Gefühlsübereinstimmung zwischen Männern, die in diesem Grade nur das Altertum gekannt zu haben scheint. Das Verhältnis der Geschlechter zu einander war damals ein anderes als jetzt. Nur eine untergeordnete Stellung nahm das Weib ein, bevor das Christentum die Gleichstellung der Menschen untereinander, so auch des Mannes und Weibes predigte. Wir dürfen behaupten, daß bei Horaz die Freundschaft eine größere Rolle spielt als die Liebe, die

er nur in der unreinen Form der Hetärenwirtschaft kennen lernte. Und wenn diese edle Männerfreundschaft mit einer Zärtlichkeit auftritt, wie in kalten Himmelsstrichen nur die Liebe, so darf man dies der Glut des Südens zuschreiben, der überhaupt eine Steigerung der Affekte bedingt.

Zum ersten Male tritt uns in einer Epode (14) der Mann entgegen, der den Dichter epod. 14.
aus dem Dunkel seines Daseins hoch über die Menge emporheben und somit seinem Lebensgange eine ganz andere Richtung geben sollte: Mäcen, der intime Ratgeber des allgewaltigen Octavian.

Die eindringliche Bitte dieses vornehmen Mannes an den Dichter, nun endlich einmal seine Epodensammlung herauszugeben, läßt auf ein schon fortgeschritteneres Freundschaftsverhältnis schließen. Horaz entschuldigt seine Nachlässigkeit angeblich mit Liebespein. Der wahre Grund mochte jedoch der sein: das Interesse an der Epodendichtung war erkaltet. Sein Geist strebt nach Höherem, nach dem Ephenkranze des Lyrikers. Er steht inmitten neuer, zeitraubender Studien und zwar, wie es scheint, Anakreontischer (epod. 14, 9 ff.), wie denn der weltmännisch gebildete Anakreon als Vertreter der Liebesdichtung galt (Cic. Tusc. IV. 33). Die Zurückweisung des Freundes geschieht aber in einer so zarten Form, mit einer so feinen Schmeichelei für des Beschützers Geliebte, daß der reiche Gönner dem armen Dichter unmöglich zürnen konnte.

Horaz und Mäcen.

Es ist interessant zu verfolgen, wie die Freundschaft zwischen beiden Männern entstanden ist. Es waren bereits einige Jahre nach der Rückkehr des Horaz ins Vaterland vergangen — schon hatte er die politischen Epoden 16 und 7 verfaßt, auch schon die scharfe Satire (I. 2) geschrieben — da lernte er durch die Vermittlung eines Dichterpaares, des Vergil und Varius, Mäcen kennen. Er selbst schildert (sat. I. 6), wie er mit allzunatürlicher Blödigkeit dem großen Manne entgegentrat, einige gleichgültige Fragen stotternd beantwortete, nicht verschweigend seine niedere Abkunft und seine Armut; dann war der starre Republikaner, der noch vor kurzem in den Reihen eines Brutus gegen Octavian, das Haupt der monarchischen Partei, gekämpft hatte, entlassen. Erst nach 9 Monaten erfuhr er, daß er würdig befunden war, in den erlauchten Freundeskreis (cohors amicorum) aufgenommen zu werden, der durch Geist und Bildung, Urbanität und feine Sitte eine besondere Stellung in der vornehmen römischen Welt einnahm. Vielleicht war der Beweggrund bei Mäcen nicht frei von Berechnung: es mochte ihm vorteilhaft erscheinen, den Oppositionsmann, der dem monarchischen Princip in demselben Grade nützen wie schaden konnte, als Freund zu gewinnen. Doch was der Egoismus des Politikers begonnen haben mochte, das vollendete der Eindruck der schlichten, ehrlichen Persönlichkeit des Dichters: Mäcen bot, gewiß nicht in Übereinstimmung mit dem Volke, das gerade in diesem Punkte aristokratisch gesinnt zu sein pflegt, weil es sich blenden läßt durch den Nimbus vornehmer Geburt — der Aristokrat bot dem Sohne des Freigelassenen seine Freundschaft an und fand nicht minder hierbei einen Gewinn seines Lebens, wie später Karl August von Weimar es zu den schönsten und folgereichsten Thaten seiner Regierung rechnete, Goethe für immer an Weimar gefesselt zu haben. Und wie mußte ein Dichterkreis dem von hellenischem Geiste getragenen, mit griechischer Bildung gesättigten Horaz zusagen, dessen Mitglieder, unter anderen ein Vergil, ein Tibull, ein Properz, in der liebevollen Pflege und Nachahmung des feinsinnigen Griechentums die Wiedergeburt der heimischen Poesie anstrebten!

Wandlungen.

Jetzt bekam der Dichter von einer höhern Warte Einblick in das politische Treiben der Parteien; seine Ansichten läuterten sich; er begann sich allmählich mit der Lage der Dinge, die er nun einmal nicht ändern konnte, auszusöhnen und zwar um so lieber, als in die zerrütteten Verhältnisse das einzog, was vor allem not that: Ruhe, Ordnung, Gesetzlichkeit. Und wenn er später das segensreiche Regiment des Augustus in dem Briefe an denselben (II. 1) und namentlich od. IV. 15, dem Epiloge seines Liederherbstes, dankbar anerkennt, dann sprach er nur die Wahrheit, ohne Übertreibung. Doch noch mehr sollte durch die Aufnahme in diesen bevorzugten Kreis der Dichter und Mensch gewinnen. Wie Schiller, lange durch die Stürme des Lebens umhergeworfen, endlich, nachdem er in Körner einen Freund fürs Leben gewonnen, ein ruhiger, zufriedener Mensch wurde; wie seine ehemals zerrissene Stimmung sich glättete zu jener Harmonie, die von jetzt an seinen Dichtungen eigen ist, so ruht auch von jetzt an auf den Dichtungen des Horaz der heitere Ton eines zufriedenen Lebens. Die bisherige Schärfe und Rücksichtslosigkeit

hat sich gemildert zu einer fein-ironischen Duldung; aus dem jugendlichen Heißsporn ist der ruhige, überlegende Mann geworden, der Personen und Verhältnisse unter der satirischen Lupe mit Humor und Laune behandelt.

epod. 1. Die Epoden lehren uns ein Stück Zeitgeschichte kennen. Die Anfangs-Epode, eine Art Widmung der Sammlung an Mäcen und daher auch die jüngste, führt uns in das Frühjahr 31. Der Bruch zwischen Octavian und Antonius war ein Jahr zuvor erfolgt. Letzterer lag mit einer Flotte bei Aktium in Epirus, wo auch die Entscheidungsschlacht geschlagen werden sollte. Octavian war im Begriff, dahin aufzubrechen. Mäcen wollte ihn begleiten. Da ruft der Dichter aus, der in den 8 Jahren des Zusammenseins der Busenfreund des Gönners geworden war, den ferner die vor etwa 2 Jahren erfolgte Schenkung des Sabinergutes zur größten Dankbarkeit verpflichtete: Ich folge dir, ruft er aus, über Berg und Meer. Helfen kann ich Schwächling dir ja nichts! Doch mit deiner Entfernung von mir mehrt sich meine Angst um dich. Indessen, der „Unkriegerische" mußte zurückbleiben. Da kam schon im Herbst desselben Jahres die schier unglaubliche Kunde nach Rom, daß orientalischer Übermut am 2. September sein „Sedan" gefunden: Antonius, der in den Fesseln des ägyptischen Weibes lag, sei bei Aktium entscheidend geschlagen
epod. 9. worden. Da ergriff den Dichter ein ähnlicher Siegestaumel (epod. 9) wie in unsern Tagen die Deutschen, als die Kunde von der Gefangennahme Napoleons sich über Deutschland verbreitete. Schon einmal war vor 5 Jahren im Palaste des Mäcen auf dem Esquilin (alta domo epod. 9, 3) ein Siegesfest gefeiert worden wegen der Vernichtung des Sextus Pompejus, den Horaz in dieser Epode spottend den Neptunischen nennt; jetzt ruft er Mäcen zu: Heraus aufs neue mit deinem Cäkuber, zum Festgelage gespart! Aus mächtigen Humpen (scyphi) soll er diesmal getrunken werden! Glaubte er doch schon den Krieg beendigt. Sah er doch schon im Geiste Octavian auf der via sacra als Triumphator einherziehen. Und als vollends ein Jahr später die Kunde von der Einnahme Alexandriens und dem Selbstmord des Antonius und der Kleopatra folgte, da kennt Horazens Begeisterung, der jetzt in dem Siege des monarchischen Princips, in dem Kaiserreiche allein den Frieden für die Welt sieht, keine Schranken mehr, und mit denselben Worten, mit denen einst Alcäus den Tod des Tyrannen Myrsilos feierte — νῦν χρὴ μεθύσθην — fordert
od. I. 37. er od. I. 37 auf zur Siegesfeier — gewiß der allererste Versuch in der Odenpoesie, worauf schon die Härte in der Metrik schließen läßt.

Horaz hat in den verschiedenen Lebensepochen in Anlehnung an ein Vorbild jedesmal eine Dichtungsgattung vorzugsweise gepflegt, nebenbei jedoch sich auch in andern versucht. Erst wenn er fühlte, daß er die Hand loslassen könne, die ihn bisher geleitet, warf er sich auf die Bebauung des neuen Gebietes, das er nunmehr zu beherrschen glaubte.

Die römische Satire. Hier, in der Periode, in der wir stehen, ist die Epoden- und Satirendichtung noch lange nicht abgeschlossen. Namentlich letztere sollte ihn noch stark beschäftigen. Die Satirendichtung war den Römern keineswegs fremd. Schon ein Jahrhundert früher hatte der Dichter Lucilius (180—102) eine Dichtungsgattung geschaffen, die dem Leben in seinen mannigfaltigsten Erscheinungen dichterischen Ausdruck verlieh. Mit der Freiheit jener alten attischen Komödie, von der Lucilius nach sat. I. 4, 6 ff. ganz und gar abhängt, wurden in ihr die Gebrechen des einzelnen wie ganzer Zeitrichtungen mit beißendem Spott gegeißelt, um bessere Zustände herbeizuführen; aber auch das Ernste und Erhabene fand hier Platz und Beachtung.

Die Satire wird sich unfehlbar einstellen, sobald Verhältnisse auf irgend einem Gebiete faul geworden sind. So war es im Altertum, so ist es auch bei uns gewesen. Das Reformationszeitalter zeitigte in Deutschland die satirischen Produkte eines Brant und Fischart. Ersterer schildert mit bittrem, zermalmendem Spott, letzterer mit Humor und Laune die Schwächen und Irrtümer seiner Zeitgenossen. Als der 30jährige Krieg auf Moral, Sitte und Sprache einen so verwildernden Einfluß ausübte, hatte Deutschland seinen Moscherosch († 1669), seinen Lauremberg, einen plattdeutschen Satiriker († 1658), einen Rachel († 1660), den Nachahmer der römischen Satiriker Juvenal und Persius, einen Grimmelshausen († 1676), den Verfasser des Abenteurer-Romans Simplicissimus, in dem uns ein erschütterndes Gemälde von den sittlichen Zuständen zur Zeit des 30jährigen Krieges gegeben wird. Die Produkte der deutschen Sturm- und Drangperiode stehen

nicht minder im engsten Zusammenhange mit den Schäden der Zeit auf socialem und politischem Gebiete. Und doch ist der Deutsche nicht so spottsüchtig wie der heißblütige Südländer. Aber selbst der pasquillensüchtige Italiener ist nur harmlos im Vergleich mit dem antiken Römer, der selbst dem Großen und Erhabenen gegenüber seine Spottsucht nicht unterdrücken wollte. Die uralte Sitte der Soldaten, hinter dem triumphierenden Imperator höhnende Liedchen zu singen, verschonte selbst den großen Cäsar nicht, „den kahlköpfigen Wüstling", wie es in den Soldatenliedern hieß. Die Bilder und Kritzeleien an den Wänden von Pompeji und Herkulanum sprechen noch heut deutlich von der satirischen Ader der alten Römer.

Begriff der Satire. Und dennoch hat die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Satire nichts zu thun mit dem Begriff des Spottes, den wir damit verbinden. Man verstand ursprünglich darunter ein Gemisch von allerlei. Eine lanx satura bezeichnete eine Schüssel, gefüllt mit allen möglichen Früchten (Diom. III. p. 485). **Ennius.** Diese Bedeutung wandte man auf die von Ennius (239—169) verfaßten Gedichte an, die, wie aus den Fragmenten zu ersehen ist, ein Allerlei boten in Bezug auf Inhalt und Versmaß, wie wir jetzt eine Blumenlese aus beliebigen Musikstücken ein Potpourri nennen. Die Mannigfaltigkeit des Inhaltes war es denn auch, daß später den humoristischen Zeit- und Sittengemälden des Lucilius der Name Satire gegeben wurde. **Lucilius.** Freilich war der Ton bei ihm ein anderer geworden. Nach dem Grundsatz: das Wort ist frei (dicta sunt impune Tac. ann. I. 72), schwang dieser Wortführer der öffentlichen Meinung unbarmherzig seine Geißel über die anerkannten Schäden in Staat und Gesellschaft und gab so dieser Dichtungsart ein ganz neues Gepräge: er schuf die Satire in dem jetzt gebräuchlichen Sinne. So hat denn diese echt römische Dichtungsgattung nichts zu thun mit dem griechischen Worte σάτυρος und dem davon abgeleiteten Satyrdrama der Griechen, in dem allerdings auch Spott und Übermut zum Ausdruck kam und zwar der üppigen Bachusbegleiter.

Horaz und Lucilius. Ein neues Gepräge gab ihr Horaz. Ein Lucilius durfte noch rücksichtslos die Ersten im Freistaate (primores populi) durchhecheln. Horaz hatte Rücksicht zu nehmen auf die Steuerleute des neuen Kurses und nahm sie gern, weil deren Liebenswürdigkeit den Satiriker entwaffnet hatte. Lucilius durfte noch das Ding mit dem rechten Namen nennen; er verschmähte selbst die Mittel der niedern Komik nicht, um den Leser zum Lachen zu bringen: alles in Anlehnung an die alte attische Komödie (sat. I. 4, 1 ff). Horazens Muster dagegen sind mehr die Repräsentanten der mittleren und neueren Komödie: seine Satire verbindet Mäßigung im Kritisieren mit feinem Humor. An Stelle der schwerfälligen und breiten Sprache des Lucilius ist ein eleganter Umgangston getreten. Die Darstellung ist klar, präcis, lebendig und immer interessant. Ein kunstreicher Dialog, gewiß eine Frucht seiner Platostudien, läßt keine Ermüdung aufkommen. Der Gang der Erörterung ist der Lessingschen Manier ähnlich: beide schlagen gern den Weg eines Spaziergängers ein, der uns, scheinbar planlos, auf anmutigen Pfaden zum Ziele führt. Eine Bemerkung, ein Einwurf giebt die nötige Anknüpfung; ein Gedanke folgt aus dem andern, ein Schluß ergiebt den andern: das überraschende Resultat ist da, ehe man sich dessen versieht. Horaz ist sich seiner Vorzüge wohl bewußt; er scheut sich nicht, mit dem Rechte, das jedem Kundigen (doctus) zustehe, sein Vorbild Lucilius zu kritisieren (sat. I. 1, 4), genau so, wie es dieser mit seinen Vorgängern Attius und Ennius gemacht hatte (sat. I. 10, 62 ff.): er lobt an Lucilius seinen Witz (facetus), seine scharfe Auffassung (emunctae naris) der Gebrechen seiner Zeit, tadelt aber nicht minder hart den Mangel an Feile, wie es denn auch nicht anders sein könne, wenn jemand stehenden Fußes an die 200 Verse in einer Stunde aus dem Ärmel schüttele (sat. I. 4, 9 ff.) Freilich erregte diese Kritik bei den Zeitgenossen, die den alten Herrn in Schutz nahmen, Unwillen. Horaz mußte sich verteidigen und sein Urteil begründen (sat. I. 10), ein Urteil, dem der feine Kenner der römischen Litteratur, Quintilian, insofern beistimmt, als er erklärt, er könne sich den übermäßigen Verehrern des Lucilius nicht anschließen. Auch die uns erhaltenen Fragmente lassen Horazens Urteil als vollberechtigt erscheinen. Während Lucilius in buntem Gemisch unter anderen Versarten auch den majestätischen Hexameter anwandte, gebraucht Horaz nur letzteren und zwar herabgestimmt zum Gesprächston (forma pedestris), wie er denn selbst

seine Satiren mit dem anspruchslosen Namen sermones bezeichnet, da ihr Ausdruck der Prosa näher stehe als der Lyrik.

sat. I. 1. Wie die Epodensammlung mit der ersten Epode dem Freunde Mäcen gewidmet ist, trägt auch die Satirensammlung den Namen des verehrten Mannes an der Spitze. Das Thema, das hier erörtert wird, ist ein allgemeines: die Unzufriedenheit der Menschen mit dem, was sie sind, und mit dem, was sie haben. Er kommt zu dem Ergebnis, daß diese Mißstimmung auf Grundübeln beruht, die zu allen Zeiten dem Menschlichen anhaften werden, auf Habsucht und Mißgunst, Eigenschaften, die sich gegenseitig bedingen. Diese lassen den Menschen nie zum ruhigen Genusse des Daseins kommen.

sat. I. 2. In der 2. Satire — gewiß der ältesten (vergl. S. 17) — veranschaulicht er an Beispielen, die er gegenüber stellt, die Wahrheit des Aristotelischen Satzes: die Tugend ist die Mitte zwischen zwei Extremen. Solche Gegensätze greift er frisch aus dem um ihn her pulsierenden Menschenleben heraus: hier der Verschwender, der alles verworfene Gesindel unterstützt, während dort ein Geizhals seine Freunde hungern und frieren läßt; hier ein Schlemmer, der sein väterliches Vermögen durch die Gurgel jagt; dort ein Wucherer, der an minderjährige Burschen zu 60 % Geld ausleiht und der Sicherheit wegen sich die Zinsen gleich von der Summe abzieht; hier einer, der nach Frauenart seine Robe lang nachschleppen läßt, während ein anderer, unanständig kurz gegürtet, sich durch das Menschengewühl drängt; hier ein Verehrer von Matronen; dort einer, der sich nur wohl fühlt in dem Dunst eines verrufenen Kellers.

sat. I. 3. Ja, derartige Gegensätze finden sich selbst in einer und derselben Person (I. 3). Wenn der Sänger Tigellius nicht bei Laune war, konnten ihm selbst die Bitten eines Octavian keinen Ton aus der Kehle locken — und ein andermal hörte er gar nicht wieder auf zu trillern. Heut zufrieden mit der dürftigsten Kost, verschwendete er ein andermal in 5 Tagen 150,000 Mark; er machte die Nacht zum Tage und umgekehrt. Im zweiten Teile derselben Satire bekämpft er den stoischen Grundsatz: Omnia peccata esse paria, alle Fehler sind gleich. Schon der gesunde Menschenverstand (sensus), führt der Dichter aus, mache einen Unterschied zwischen dem, der einen Kohlkopf stiehlt, und dem, der nächtlicherweile das Gotteshaus plündert.

sat. I. 4. In der 4. Satire, die von einer Kritik seines Vorgängers Lucilius ausgeht, lernen wir die damalige Modethorheit kennen, um jeden Preis als Dichter glänzen zu wollen, selbst wenn keine gütige Muse an der Wiege eines solchen Dichterlings gestanden. Das Dichten war in Mode gekommen, seitdem Schöngeister, wie Messalla und Mäcen, diese Bestrebungen begünstigten und um sich einen Kreis gottbegnadeter Dichter scharten. War es doch bekannt, daß selbst der Herrscher der Welt auf dem Gebiete des ernsten Dramas sich versuchte. Dies reizte zur Nachahmung: alles, Knaben und würdige Greise, machte seitdem in Versen. Was einem Horaz gelungen war, das sollte ihnen nicht auch glücken? Man brauchte ja nur wie dieser griechische Muster nachzuahmen! Daß es noch etwas Höheres war, was den Dichter mit Mäcen verband, ahnten Leute dieses Schlages nicht. Sie machten sich unerträglich dadurch, daß sie dem Verleger die Erzeugnisse schwacher Stunden aufdrängten; zur Erhöhung des wissenschaftlichen Wertes desselben fügten sie wohl auch ihre Porträts bei; auf dem Forum, in den Sälen der Bibliotheken, im Bade und bei Tische — kurz, überall recitierte man und ließ sich beklatschen, um einen gleichen Liebesdienst auch andern zu erweisen.

Diese Satire enthält zugleich eine Verteidigung denen gegenüber, die sich durch des Dichters gut gemeinten Spott getroffen fühlten und aus Ärger nun auch den poetischen Wert seiner Satiren nicht gelten lassen wollten. Scheinbar giebt er diesen preis, da ihm ja alle Erfordernisse eines wahren Dichters fehlten: Erfindungskraft (ingenium), Begeisterung (mens divinior), erhabene Sprache — genau wie Lessing, der auch keinen Anspruch auf den Ruhm eines Dichters machen wollte, nur mit dem Unterschiede, daß es dem ehrlichen Lessing damit Ernst war, während hier die erheuchelte Demut und Bescheidenheit als der Höhepunkt feinster Ironie gelten darf. Der Schalk Horaz wußte, was er wert war.

sat. I. 5. Persönlichen Charakters ist die 5. Satire. In launiger Weise schildert der Dichter die 15tägige Reise nach Brundisium i. J. 37 mit Varius und Vergilius. Diese 3 bildeten die cohors

amicorum, während Coccejus und Fontejus Capito nebst Mäcen politische Unterhändler waren, abgeschickt von Octavian, um die mit dem Abgesandten des Antonius schon in Athen von Mäcen angeknüpften Verhandlungen zum erwünschten Ende zu führen. Doch mit feinem Takt wird jede Anspielung auf den politischen Zweck der Reise vermieden. Nicht minder giebt die 7. Satire, wie sat. I. 7.
es scheint, ein persönliches Erlebnis aus der Zeit seines Kriegsdienstes unter Brutus in humoristischer Weise zum besten. Diese Satire zeigt in der komischen Zusammenstellung zweier Homerischer Kämpferpaare, des Hektor und Achill, des Diomedes und Glaukus, mit dem Maulheldenpaare Rupilius und Persius Horazens Talent, Homer zu parodieren. So ist ihm auch sat. II. 3, 71 ff. der ehrwürdige Proteus der Typus eines durchtriebenen Schuldners (Vergl. sat. II. 5, S. 25).

Von besonderer Wichtigkeit für uns ist die 6. Satire. Sie schildert die Anbahnung seines sat. I. 6.
Verhältnisses zu Mäcen und enthält zugleich eine energische Abwehr gegen die Unterstellung seiner Neider: er, der Niedriggeborene, habe sich an den mächtigen Mann herangedrängt; sie ist aber zugleich ein herrliches Zeugnis für die edle, liberale Denkweise des großen Gönners, dem vornehme Abkunft, ein Geschenk des Zufalls, nichts galt, wenn sie nicht verbunden war mit geistiger Vornehmheit.

Die Charakterschilderung Mäcens ergänzt die 9. Satire, anknüpfend an ein persönliches sat. I. 9.
Erlebnis in den Straßen Roms, wo sich eines Tages an den Dichter ein Subjekt heranmachte in der Absicht, aus der Freundschaft, die ihn mit Mäcen verband, für sich Kapital zu schlagen. Da muß denn Horaz diesem Aufdringlichen deutlich machen, daß ein Mann wie Mäcen, der bei seinem gesunden Menschenverstand (mentis bene sanae v. 44) auf den ersten Blick die Spreu von dem Weizen zu sondern verstehe, für Leute solchen Schlages nicht zugänglich sei.

Die 8. Satire geißelt den in Rom im Schwange gehenden Glauben an Zauberei und sat. I. 8.
Hexenkunst, von dem er uns schon in epod. 5 und 17 Proben gegeben hat. Der Schauplatz ist der Park des Mäcen auf dem campus Esquilinus.

Die letzte Satire des 1. Buches steht insofern in Zusammenhang mit der 4., als er glaubt, sat. I. 10.
seinen dort ausgesprochenen Tadel über den gefeierten Lucilius aufrecht erhalten zu müssen (vergl. S. 22). Er läßt ihm in Bezug auf seine satirische Ader alle Gerechtigkeit wiederfahren, kann aber seinen holprigen Versen (incomposito pede currere versus), seiner Gewohnheit, griechische Ausdrücke in die lateinische Sprache zu mischen, keinen Geschmack abgewinnen. Er selbst ziehe die Anerkennung weniger der Gunst des großen Haufens vor, wenn diese wenigen litterarisch feingebildete Männer seien.

Mit diesem Epilog schließt er die erste Serie seiner libelli und giebt sie, nachdem er sie mit dem Vorwort (I. 1) versehen, als ein Ganzes heraus, etwa im J. 35.

Die Epodendichtung geht gelegentlich weiter, aber in ruhigem Tempo; auch hier ist der Ton milder geworden.

Rückblicke.

Er überschaut sein vergangenes Leben. Welch einen Wandel hatte die Bekanntschaft mit Mäcen gebracht, nicht minder in seinen politischen Anschauungen wie in seinen äußern Lebensverhältnissen! Jetzt scheint sich ein Bedürfniß nach Ruhe und Sammlung, wie es im Leben jedes Dichters einmal eintritt, geltend zu machen; eine Unlust zum Dichten macht sich bemerkbar. So war es bei Goethe nach der italienischen Reise, bei Schiller nach dem Abschluß des Don Carlos. Der Dichter schützt freilich Liebesangelegenheiten vor, wohl nur, um den Dränger Mäcen los zu werden, der auf den Abschluß der Epodendichtung bestand. (S. S. 19). Aber wie die beiden deutschen Dichter die Mußezeit ihrer geistigen Ausbildung widmeten, um dann mit frischen Kräften an das poetische Schaffen zu gehen, so benutzte auch Horaz etwa die Jahre von 35 an zum eingehenden Studium eines Plato, Menander, Eupolis (sat. II. 3, 11 ff.) und zwar in der Ruhe und dem Frieden seines ihm jüngst von Mäcen geschenkten Landgutes, eine Schenkung, die wohl schon vor 33 erfolgte, etwa 5 bis 6 Jahre nach der Bekanntschaft mit seinem Wohlthäter.

Es trat jetzt die Frage an ihn heran: sollte er auf der betretenen Bahn, auf der er sich gewiß Gönner, aber noch mehr Feinde gewonnen hatte, weiter gehen oder es mit dem heroischen Epos, zu dem ihm sein juristischer Freund Trebatius riet, (sat. II. 1), versuchen? Doch er konnte unmöglich die Kriegsthaten eines Octavian besingen, dem er bei Philippi gegenüber gestanden; er ist aber nicht abgeneigt, später und gelegentlich dessen Friedensthaten zu verherrlichen. Dazu

neigte seine Natur weniger zur epischen Beschaulichkeit als vielmehr zum Reflektieren und Kritisieren. Auch zur Nachahmung der lyrischen Dichtung eines Pindar, Alcäus, Anakreon, einer Sappho mochte es ihm trotz eingehender Studien dieser Muster noch an Mut und Geschicklichkeit fehlen: kurz, das Ergebnis seiner Überlegung ist das, fortzufahren in der Satirendichtung, von der er nun einmal nicht lassen könne.

Das 2. Buch zeigt eine Steigerung in der Leistungsfähigkeit des Dichters, genau wie bei Lessing, der auf Grund strenger Selbstkritik von Jahr zu Jahr sich mehr und mehr der Vollendung näherte. Überhaupt hat Horaz mit Lessing gemein: die scharfe Beobachtungsgabe und feine Ironie, strenges Disponieren, Ebenmaß in der Ausführung, unermüdliches Feilen und Glätten; selbst der Vorwurf prosaischer Nüchternheit und frostiger Verstandesschärfe trifft beide gemeinsam.

Die Satiren des 2. Buches zeugen von den erneuten philosophischen Studien ihres Verfassers: sie haben vielfach philosophische Probleme zum Gegenstand der Erörterung. Nicht sowohl Personen als vielmehr allgemeine Verhältnisse zieht er hier vor sein kritisches Forum. Die Form des Dialogs — von 8 Satiren sind 6 Dialoge — verleiht der Darstellung eine ganz besondere Frische. Sie ist gewiß eine Frucht seiner Platostudien. Die Stimmung ist noch milder als früher. Während er bisher manchen ohne alle Veranlassung, nur um ihn zu kränken (sat. II. 1, 39), dem
sat. II. 1. Spotte preisgegeben haben mochte, verspricht er in der 1. Satire, gleichsam dem Programm der neuen Sammlung, daß er, trotz seiner Abstammung vom kriegerischen Volksstamm der Apulier und Lukaner, nur im Notfall das Schwert zücken wolle, wenn er selbst angegriffen würde.

sat. II. 2. Freilich die 1. Hälfte der 2. Satire scheint in der Zeit vor der Bekanntschaft mit Mäcen geschrieben zu sein. Die Erwähnung seines Nachbars aus der Jugendzeit, des biedern Landwirtes Ofella, der durch die Proscription Hab und Gut verlor, um nun als Pächter da zu leben, wo er früher Herr war, deutet entschieden hin auf die Proscription, unter der Horaz selbst zu leiden hatte. Auch fehlt der ersten Hälfte die spätere Glätte der Darstellung. So mögen die Erklärer recht haben, wenn sie diesen Teil für ein ursprünglich selbständiges Gedicht halten, geschrieben in der ersten Zeit nach der Rückkehr nach Italien, das späterhin zum Zweck der Veröffentlichung eine mildernde Überarbeitung erfuhr.

Der Ausspruch des ländlichen Biedermannes, daß die Schwelgerei das Teilchen göttlichen Hauches (divinae particulam aurae) zu Boden drücke, verrät den Hörer der Akademie. Platos „Phädrus“ enthält dieselbe Ansicht. Auch des Sokrates Weisheit macht der Dichter zu seiner eigenen, wenn er das Wesen der Sache betont, im Gegensatz zum äußeren Schein, durch den sich der Schlemmer verleiten läßt, z. B. einen Pfauenbraten dem eines Huhnes vorzuziehen, aus keinem andern Grunde, als weil der Pfau schöne Federn hat. Hier ist es dem Dichter noch voller Ernst, wenn er mit Ingrimm zu Felde zieht gegen die strafwürdige Verschwendungssucht der römischen Feinschmecker: der Zelot verdammt, was ihm selbst versagt ist. Dann lernt er die Tafelfreuden bei Mäcen kennen. Er billigt sie zwar nicht, behandelt sie aber in den beiden andern Satiren
sat. II. 4 u. 8. (4 u. 8), die sich ebenfalls mit gastronomischen Genüssen beschäftigen, mit Humor und Laune.

In der 4. ironisiert er einen gewissen Catius, einen Specialisten der Kochkunst, der nur in ihr das Glück des Lebens sieht und die praecepta dieser Kunst wie eine Offenbarung von oben behandelt. Es ist erstaunlich, wie der Dichter selbst bis in die kleinsten Einzelheiten hinein dieselben kennt: das verrät den Schalk, der jetzt mit Behagen an den Tischen der Reichen sitzt, während er früher darbend nur von weitem zusah. Freilich waren die Symposien des Mäcen gewürzt durch heitere, geistreiche Unterhaltungen. In der 8. zeigt er, daß der Wert eines Mahles nicht ausschließlich in der Raffinerie der Ausstattung bestehe, sondern in dem feinen Takt des Gastgebers, der es für unpassend hält, mit seinem Reichtum zu prunken und gleichsam einen Führer zu dingen, der die Gäste, unter ihnen den vornehmen Mäcen, auf die Güte der Speisen aufmerksam machen soll, so daß zum Spott der an geistreiche Unterhaltung gewöhnten Gäste das ganze Tischgespräch sich nur um diese materiellen Dinge dreht. Gewiß, Mäcen und seine Leute huldigten dem Epikureismus, aber einem verfeinerten, vergeistigten.

Schon einmal (I. 3) hatte Horaz einen stoischen Satz in seiner Übertreibung lächerlich sat. II. 3.
gemacht; hier, II. 3, ergeht es einem andern ähnlich: alle Thoren — und das sind alle Nicht-Stoiker — seien toll (omnem stultum insanire).

Um den Hohn zu erhöhen, läßt der Dichter einen stoischen Tugendschwätzer, Damasipp, auftreten, einen ehemaligen Kunsthändler. Dieser war bankerott geworden und hatte sich schon ins Wasser stürzen wollen, als ihn Stertinius, der 8. Weise, dem Leben erhielt. Er hat Horaz auf seinem Landgut überfallen — II. 3 mag die erste Satire sein, die er hier schrieb — und kramt jetzt aus, was er aus dem Vortrag seines Meisters im Gedächtnis behalten hat. Interessant ist es, wie der wahrheitsliebende Horaz sich selber nicht schont, indem er im Laufe der Disputation sich von Damasipp Vorwürfe machen läßt, die gewiß ihm vielfach und ernstlich von seinen Gegnern gemacht worden waren: daß er, ein Knirps von 2 Fuß Höhe, in Baulust mit einem Mäcen wetteifere, daß seine Dichterwut, anstatt nachzulassen, sich schon auf ein neues Gebiet, auf die Odendichtung (poemata), geworfen habe; er läßt sich ferner vorwerfen seinen Jähzorn und seine Neigung zu Ausschweifungen, endlich seinen Aufwand über seine Vermögensverhältnisse hinaus — Vorwürfe, die gewiß manches Körnchen Wahrheit enthalten mochten, die jedoch in dieser Übertreibung der Dichter zurückweist mit den Worten: du größrer Narr, wirf dich nicht auf zum Tadel des kleineren.

Auch II. 7 verschweigt er nicht andere Vorwürfe, die man ihm machen mochte: er predige sat. II. 7.
andern und sei selbst verwerflich. Hier macht der Sklave Davus von der Redefreiheit der Saturnalien seinem Herrn gegenüber Gebrauch. Es sei inkonsequent, wenn er die Einfachheit und die Vorzüge des Landlebens preise und es doch nicht aushalten könne auf dem Lande, lüstern nach den üppigen Gastmählern bei Mäcen; er predige Keuschheit und könne sich nicht freimachen von den Netzen sittenloser Weiber: du bist so unfrei wie ich, dein Sklave: folglich kein Weiser!

Eine dritte stoische Paradoxie endlich: nur der Weise sei frei (solum sapientem esse liberum) ~~sat. II. 3.~~
wird dadurch lächerlich gemacht, daß er das an sich nicht Unrichtige durch Übertreibung als schief und in seinen letzten Folgerungen als albern erscheinen läßt. (~~II. 3~~). Wiederum ist hier der stoische Moralprediger ein Sklave. Der aber hat die Weisheit nicht einmal aus erster Hand, sondern von seinem Kollegen, dem Sklaven des Krispin. Und auch der Mitsklave hat sie nicht einmal direkt von seinem Herrn, sondern an der Thür erlauscht.

Derselbe Humor, der hier die Feder geführt hat, läßt II. 5 auch einen Krebsschaden der sat. II. 5.
damaligen römischen Gesellschaft, gegen den er früher gewiß mit sittlichem Ingrimm aufgetreten wäre, mit köstlicher Laune geißeln: die Erbschleicherei. Diese wurde systematisch betrieben. Es war Sitte geworden, sich an kinderlose Geizhälse heranzumachen und sich in deren Vertrauen einzuschleichen, selbst unter Draugabe jeder Menschenwürde und unter den schimpflichsten Zugeständnissen an die Leidenschaften eines solchen ekten Greises, um nur ja im Testament bedacht zu werden. Sie bildete geradezu eine der Erwerbsquellen des heruntergekommenen Romulusvolkes, das jetzt als vornehmsten Grundsatz den hatte: Erst Geld, dann Tugend (quaerenda primum pecunia, virtus post nummos ep. I. 1,53.)

Im ernstesten Ton läßt hier der Dichter den Seher Tiresias den Ulixes, der sich in der Unterwelt bei diesem über seine Zukunft Rats erholt, auf diese ergiebige Quelle hinweisen. Die Erbschleicherei sei ein sicherer Weg, die durch die Freier seiner Penelope verpraßten Güter wieder zu ersetzen. Der ernste Ton, in dem dem dürftigen Helden die Kniffe und Pfiffe beigebracht werden, das echt römische Gepräge, das den Worten des griechischen Sehers anhaftet, ist ein Meisterstück Horazischer Kunst, lachend die bittre Wahrheit zu sagen (ridentem dicere verum sat. I. 1. 24). Aus allem spricht die heitere Grundstimmung des Gemüts, die behagliche Beschaulichkeit, die nur der haben kann, der den Sorgen des Lebens entrückt ist.

Und wem verdankt er diese Zufriedenheit? Allein dem Manne, der ihm die Sehnsucht seines Herzens erfüllte, in stiller Zurückgezogenheit, fern vom rauschenden Getriebe großstädtischen Lebens, nur sich selber, seinen Studien und der Dichtkunst zu leben. Die 6. Satire ist ein Dank sat. II. 6.
gegen Mäcen, der ihm das Sabinergut geschenkt. Da jubelt er auf mit den Worten (II. 6,1 ff.):

Das war immer mein Wunsch: des Ackers einige Morgen,
Drauf ein Gärtchen; nicht fern vom Hause die sprudelnde Quelle
Und darüber ein weniges Wald. . . . .

Wer erinnerte sich nicht bei diesen Worten Walthers von der Vogelweide, unsres größten Lyrikers im Mittelalter, des armen, heimatlosen Sängers, dem endlich der Kaiser auch ein Gütchen schenkte, auf dem er seine alten Tage in Ruhe verleben konnte? Ich hân mîn lêhen! al die werlt, ich hân mîn lêhen, so jubelt auch dieser hinaus in die Welt, um den Gönner zu preisen.

So waren mittlerweile seit der Herausgabe des 1. Buches der Satiren wiederum 5 Jahre des Lebens dahingegangen. Das zweite Volumen der Satiren lag vor ihm, harrend der Veröffentlichung als ein Ganzes. Wir stehen etwa im Jahre 30 vor unsrer Zeitrechnung. Der Dichter ist 35 Jahre alt. Die Jugend ist nach seiner Meinung dahin. Er fühlt sich alt, wohl mehr aus Bequemlichkeit. Jetzt will er die Polemik, die er bisher an Menschen und Verhältnissen geübt hat, aufgeben. Die letzte Epode (17), ein feierlicher Widerruf nach dem Muster des Stesichorus an die oben (S. 18) geschilderte Canidia, spricht symbolisch den Abschied von den Lästerjamben aus. In od. I. 16, gleichsam einer Erweiterung dieser letzten Epode, verspricht er ein Gleiches: Nicht mehr entflammt ihn die Glut der Leidenschaft wie in der holden Jugendzeit; jetzt will er das Bittere mit dem Süßen vertauschen, ein Gebiet anbauen, auf dem er schon einmal einen schüchternen Versuch gemacht hat (I. 37), dem er sich aber jetzt auf Grund des Studiums griechischer Muster gewachsen fühlt. Und der Reiz, von jetzt an die Odenpoesie hauptsächlich zu pflegen, mußte um so größer sein, als er in derselben keinen römischen Vorgänger hatte, der bahnbrechend gewirkt hätte; Katull hatte zu kurze Zeit gelebt. So durfte sich Horaz od. III. 30, 13 mit Recht rühmen, als Erster das äolische Lied in italischen Lauten verfaßt zu haben (deduxisse), wie er nicht minder, gegenüber den Versuchen früherer Jambendichter, z. B. eines Lucilius, eines Katull, den Ruhm für sich in Anspruch nehmen durfte (ep. I. 19, 21—25), als Erster Form und Geist (numeros animosque) der parischen Jambenpoesie erfaßt und Latium geoffenbart zu haben.

epod. 17.

od. I. 16.

Die nächsten 5 bis 6 Jahre gehören der Odendichtung.

No. 9 87 HD Z 8
pt. 2

— 1894. —

Beilage zum Programm

des

Königlichen

Gymnasiums zu Friedeberg Nm.

—

Leben und Dichten des Horaz.

II. Der Dichter der Oden.

Von

Professor Dr. Semisch.

Friedeberg Nm.

1894. Nr. 76. Druck von E. Eisermann.

Vorwort.

Auch dieser Teil, die erste Fortsetzung der im vorigen Jahre veröffentlichten Arbeit, ist nach Anlage und Ausführung in erster Linie auf Schülerkreise berechnet.

Unter den benutzten Hilfsmitteln ist Kießlings Schulausgabe zu den Oden des Horaz hervorzuheben; auch Gebhardis „ästhetischer Kommentar" und Plüß' „Horazstudien" sind hier und da herangezogen worden.

Wo vor den angeführten Beweisstellen keine nähere Bezeichnung steht, sind immer die Oden zu verstehen.

Der dritte Teil, welcher die Episteln zu behandeln hat, soll später einmal D. v. die Arbeit zum Abschluß bringen.

Schließlich noch eine Berichtigung. Bei der Korrektur des 1. Teiles ist außer manchen Druckfehlern bei den Zahlenangaben leider der Ausfall einer ganzen Zeile auf S. 4 in der Mitte übersehen worden.

Es muß heißen: Wohl aber gedenkt Ovid in ehrenden Ausdrücken des Horaz (Trist. IIII, 10,49); während er über Vergil bemerkt, ihn nur gesehen zu haben (v. 51), zeugt anderseits sein glänzendes Urteil (Am. I, 15.25) von einer desto näheren Bekanntschaft mit seinen Werken.

Leben und Dichten des Horaz.

II. Der Dichter der Oden.

Werke. Übersicht.

Der römische Dichter Horaz hat sich in den einzelnen Perioden seines Lebens in verschiedenen Poesiegattungen versucht.

Er begann seine dichterische Thätigkeit, etwa im 25. Lebensjahre, mit der Abfassung von Epoden und Satiren, archilochischen Spottgedichten und naturalistischen Schilderungen des socialen und litterarischen Treibens der Weltstadt, untermischt mit gefühlsinnigen Ergüssen der Liebe und Freundschaft; er beendigte sie, etwa 30 Jahre später, mit der sog. ars poëtica, einem fast durchweg auf alexandrinischen Studien beruhenden poetischen Briefe, der schon früh als ein Lehrbuch der dramatischen Kunst gegolten zu haben scheint. (Quint. VIII. 3, 60).

Doch der Dichter selbst hat sich im Drama nicht versucht, offenbar weil er sich dieser höchsten Stufe poetischen Schaffens nicht gewachsen fühlte. Auch auf den Vorschlag seines väterlichen Freundes Trebatius, im heroischen Epos des Kaisers kriegerische Erfolge zu feiern, ein Unternehmen, das gewiß reichliche Belohnung und Anerkennung finden würde, glaubte er nicht eingehen zu dürfen.

Was er a. p. 150 ff. den Pisonen rät, dem Beispiel Homers zu folgen, der unberührt lasse, woran er zweifle, es mit Glanz behandeln zu können, hat er selbst praktisch bethätigt.

Mochte immerhin die Aufgabe, die politischen Thaten des Augustus, des Totengräbers der Republik, zu besingen, für den Freiheitskämpfer von Philippi wenig Verlockendes haben, so ist doch kein Grund, der eigenen Versicherung seines Unvermögens auch auf diesem Gebiete nicht Glauben zu schenken (sat. II. 1, 11 ff). Er befürchtete überhaupt, des Kaisers Thaten, die großartig seien wie die vor Ilion, mit seiner Dichtergabe, die nur zum anspruchslosen Trink- und Liebesliede hinreiche, nicht gerecht zu werden (I. 6, 17 ff).

Der Brief an die Pisonen bildet den glänzenden Abschluß einer großen Reihe von Episteln, welche als die reifsten Früchte eines Geistes gelten dürfen, in dem sich praktischer Römersinn mit idealen Weltanschauungen harmonisch verbunden hat. Wie er sich ep. I. 19, 21—25 rühmen dürfte, der Erste gewesen zu sein, der Form und Geist der parischen Jambenpoesie erfaßt und Latium geoffenbart habe, so hat er auch die beiden andern Gattungen, Satire und Brief, zur Vollendung gebracht.

Und dennoch knüpft sich Horazens Dichterruhm nicht in erster Linie an diese, sondern an seine Lieder, der Hauptsache nach etwa vom 34. bis zum 41. Lebensjahre verfaßt. Diesem Liederfrühling, welcher die 3 ersten Odenbücher umfaßt, folgte noch ein 4. Buch, gedichtet etwa zwischen dem 48. und 52. Lebensjahre, also zu einer Zeit, wo die Liebesthorheiten schon längst hinter ihm lagen und die lyrische Stimmung geschwunden war; doch des Kaisers Wunsch, seine Stiefsöhne

gefeiert zu sehen, war dem Hofdichter Befehl. Immerhin aber ist dieser Liederherbst ein Beweis dafür, daß selbst bei dem Mangel an innerem Drange erworbene Kunstfertigkeit etwas Achtbares zu leisten vermag.

Dichterberuf. In allen Handschriften nehmen seine Lieder die erste Stelle ein, gewiß weil er ihnen diesen Platz vor seinen andern poetischen Produkten selbst eingeräumt hat. Fühlte er sich doch vorzugsweise zum lyrischen Dichter berufen. Mögen andere, sagt er im Prolog (I. 1), der die erste Liedersammlung einleitet, mögen andere nach äußeren Ehren streben, so nach dem Ruhme der Ritterlichkeit in Kampfspielen, nach staatlichen Ehrenämtern und nach dem Ansehen, das bloßer Reichtum verleiht; mögen andere ruhelos nach immer größerem Besitz jagen und die Annehmlichkeiten eines behaglichen oder die Aufregungen eines wild bewegten Lebens als erstrebenswertes Ziel preisen — mein Reichtum, meine Ehre, mein Glück ist mein Lied. Nicht bedauert er II. 18 den Mangel an Gold und Elfenbein in seinem Hause, preist sich aber glücklich wegen seiner poetischen Ader.

Würdigung. Vergleiche. Und weder die Mitwelt noch die Nachwelt hat ihm die Palme der Anerkennung, nach der er so heiß gerungen, vorenthalten.

Noch im Prolog erklärt er sich beseligt durch die Hochschätzung Mäcens und durch den Preis des dionysischen Epheus; dagegen im Epilog der Liedersammlung (III. 30) fordert er in dem Gefühl seiner Unsterblichkeit von der Muse kühn den delphischen Lorbeer. Und als auch sein Säkularhymnus Beifall gefunden, da möchte er in dem stolzen Bewußtsein, daß die Vorübergehenden auf ihn als den römischen Alcäus mit Fingern zeigten, diesen Ruhm weder mit dem des Siegers in den griechischen Nationalspielen noch mit dem eines römischen Triumphators vertauschen (IIII, 3).

Wenn zwei in Pompeji gefundene Medaillons wirklich Horaz und Vergil darstellen, dann ist schon im 1. Jahrhundert ersterer dem berühmten Epiker an die Seite gestellt worden und somit die Behauptung widerlegt, daß die nächste Nachwelt den Dichter wenig beachtet habe. Wichtig ist ferner das Urteil Quintilians, des feinen Kenners der römischen Litteratur unter Domitian und Trajan: Horaz verdiene fast einzig unter den römischen Lyrikern wegen seines hohen Schwunges (insurgit), wegen seiner Anmut und Grazie, wegen seiner erfolgreichen Kühnheit im Bilden neuer Wörter gelesen zu werden (Inst. or. x, 1, 96).

Und alle Jahrhunderte haben dies Urteil dem römischen Kunstrichter nachgesprochen. Noch im vorigen galt Horaz als Lyriker erster Größe; die gebildeten Kreise dieser Zeit standen alle mehr oder weniger unter seiner Herrschaft. Die litterarischen Produkte von Gottsched bis auf Goethe, der zuerst über seinen furchtbaren Realismus klagte, sind erfüllt von Citaten aus seinen Werken, mit Berufungen auf seine ars poëtica, die einem Gottsched und Breitinger sogar als poetisches Lehrbuch galt, dessen Theorien sie mit gläubigem Herzen nachbeteten, auf welchen sie ihre eigene „kritische Dichtkunst" aufbauten — noch nicht waren Winkelmanns und Lessings gereinigtere Anschauungen vom Wesen der Poesie und vom künstlerischen Schaffen überhaupt verbreitet. Gerade den Geistern zweiten Ranges war der antike Kollege wegen seiner geistreichen, witzigen Einfälle, wegen seiner französisch zugespitzten, pointereichen Redeweise ein vielbewundertes Vorbild. Und doch darf eine unbefangene Kritik dem Lyriker Horaz auch nur den zweiten Rang in der Weltlitteratur zuerkennen.

Goethe gestattet dem Lyriker, „im einzelnen ein bischen unvernünftig," fordert aber von ihm, „im ganzen vernünftig" zu sein. Horaz zeigt sich in den meisten seiner Oden recht vernünftig, zuweilen sogar von frostiger Verstandesschärfe, wie denn überhaupt der antike Mensch jener Verinnerlichung des Gefühls ermangelte, die als Kennzeichen des modernen Dichters gilt. Bei jenem herrschte der Verstand vor. Mit sinnlicher Klarheit und Objektivität erfaßte er die Gegenstände der ihn umgebenden Welt, nie verlassend den sicheren Boden der Erfahrung. So steht denn auch die antike Lyrik der objektiven Epik vielfach recht nahe.

Ohne besondere Mühe läßt sich in fast allen Horaz-Oden der klare, logische Gedankengang aufzeigen. Er ist also nur selten nach dem Herzen derjenigen, die beim Dichter Shakespeares „holden Wahnsinn" nicht vermissen wollen. Ihm war das Dichten ernste Geistes- und Gedankenarbeit. Ja, nicht selten scheint rhetorisches Pathos die mangelnde Wärme der Empfindung ersetzen zu müssen, namentlich in den Römeroden, die gewiß auf allerhöchsten Wunsch gedichtet sind. Solche rhetorischen Leistungen entsprachen allerdings dem Geschmacke der Zeit. Eine Prunkrede ist z. B. die des Regulus im Senate (III. 5) über das Thema: Verlorene Kriegerehre kann durch nichts wieder hergestellt werden; ferner die der Juno über die Bedingungen der Förderung der römischen Weltherrschaft (III. 3); die Rede des Hannibal (IIII. 4), gleichsam eine Ausführung des Livianischen Berichtes (XXVII. 51), wo in der Form einer schulgerechten Chrie die unerschütterliche constantia des Römertums nach ihrem geschichtlichen Ursprung, in einem Gleichnis, in mythischen Parallelen, in ihrer Bethätigung und ihren Erfolgen geschildert wird: kurz, Horaz arbeitete mehr mit dem Verstande als mit dem Herzen und der Phantasie.

Schiller hatte eine Zeit, wo er, einem dunklen Triebe folgend, unbewußt dichtete. Allmählich rang er sich durch zu jener besonnenen Kunstmäßigkeit, die den Werken des reiferen Alters eigen ist. Doch vermißte er in dem Stadium, „wo er sich selbst schaffen und bilden sah," schmerzlich jene innere Nötigung, von welcher Goethe seinen Tasso (V, 2) sagen läßt: „Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen. . . . ." Horaz hat sie wohl nie gehabt. Dagegen scheint er im eigensten Fahrwasser zu sein, wenn er praktische Lebensweisheit, die er selbst erprobt hat, mit Humor und Laune zu Nutz und Frommen seiner Freunde behandelt.

Wie unser Lessing nach seinem eigenen Geständnis, das man lieber nicht anfechten sollte, bescheiden „fremde Schätze borgte und sich an fremdem Feuer erwärmte," so steht auch der Römer Horaz — und nicht nur zu Anfang jeder neuen Dichtungsart — auf den Schultern seiner Vorbilder.

Horaz und die Griechen. Er zeigt eine seltene Belesenheit in der griechischen Litteratur: Prosaiker und Dichter liefern ihm Bilder und Gleichnisse, Ausdrücke und Gedanken, die er geschickt und maßvoll in seinen Dichtungen verwendet. Er selbst bekennt II 16, 38, daß ihm die Parze den für griechische Dichtungen empfänglichen feinen Sinn verliehen habe.

Plato. Die Frische der Darstellung, bedingt durch die Anwendung des Dialogs, verdankt er gewiß dem Studium Platonischer Dialoge. Auch stofflich scheint er hier und da von dem großen Akademiker abzuhängen. Wenn er z. B. III, 4 den Schutz der Tauben in seiner frühsten Kindheit erwähnt, folgt er wohl Plato, mit dessen Kindheit ein ähnlicher Mythos verwoben ist; wenn er ferner aus der Gefährdung seines Lebens II, 13 Veranlassung nimmt zu schildern, was er im Falle seines Todes im Hades geschaut haben würde: seine berühmten Vorbilder im äolischen Liede, so ist die Nachahmung einer Stelle in der „Apologie des Sokrates" unverkennbar.

Plato läßt dort ebenfalls den zum Giftbecher verurteilten Weisen den Genuß sich ausmalen, den er im Verkehr mit den Sängern der Vorzeit im Elysium zu finden hofft.

Weniger schöpfte er aus dem nüchteren, schlichten Xenophon, in ausgedehntem Maße aber aus den encyclopädischen Werken des großen Stagiriten Aristoteles, die überhaupt für Dichter und Philosophen wahre Fundgruben waren.

Homer. Unter den Dichtern, die er benutzt hat, nimmt die erste Stelle Homer ein, jener gewaltige Epiker, mit dessen Lektüre auch bei Horaz der erste wissenschaftliche Unterricht begonnen hatte. Während aber ein Vergil ihn mehr mit kritischem Auge als ein maßgebendes Muster der Nachahmung studiert haben mag, hat ihn Horaz mit dem Herzen gelesen, hat ihn mehr von der erziehlichen Seite als Bildungsquelle betrachtet, aus der ein Jüngling mehr Tugend und Weisheit schöpfen könne als aus den Schulsystemen aller Philosophen (ep. I, 2, 1 ff). Mit Glück parodiert er ihn in den Satiren (II 3; 5); die ganze Fülle seiner göttlichen Gestalten läßt er in den Oden an uns vorüberziehen. So erinnert (I, 12) unter anderm der römische Jupiter, der die Geschicke der Götter und Menschen, der das Weltall im Wechsel der Jahreszeiten beherrscht, von dem nichts Größeres abstammt als er selbst, an den Homerischen Allvater Zeus, den *πατὴρ ἀνδρῶν τε θεῶν τε* in Verbindung mit dem *ὕπατος κρειόντων*. Wie bei Homer schüttelt er III, 1, 8 sein unsterblich Haupt. Die matrona Juno, Jupiters Schwester und Gattin (III, 3, 64), entspricht dem *πότνια Ἥρη*. Wie beim Epiker ist Athene bald die kriegerische Göttin, die gewappnet mit Helm und Ägis den Streitwagen besteigt (I, 15, 11 ff) — ein Seitenstück zu der Ausfahrt der Athene mit Here in der Ilias (V, 719 ff) — bald wiederum die operosa (*ἐργάνη*) Minerva (III, 12, 3), welche die

Künste des Friedens betreibt. Die Ode an Merkur (I, 10) beruht fast ganz auf Homer. Sie giebt v. 13—16 den Kern der *λύρα Ἑκτορος* wieder. Auch alle wesentlichen Eigenschaften des Gottes, welche ihm die Griechen beilegen, werden in ihr kurz berührt: er hat die Kultur des Menschengeschlechtes begründet, indem er ihm Sprache und Gymnastik gab (*Ἑρμῆς λόγιος, ἀγώνιος*); als Gesell der Götter erfand er die Leier (*μουσικός*); er war ihr Bote (*διάκτορος*) und Spaßmacher, indem er dem Apollo den Köcher wegstibitzte (*κλέπτης*, hymn. in Merc. 515); hier auf Erden half er den Menschen in der Bedrängnis (*ἐριούνιος*), um sie dann aus diesem Leben in die Unterwelt zu geleiten (*ψυχοπομπός*). Die Schilderung seiner eigenen Rettung durch denselben Merkur in der Schlacht bei Philippi (II, 7, 13) ist gleichfalls eine Nachbildung Homers, bei dem Il. XX, 443 ff. Hektor im Kampfe gegen Achilleus den Schutz des Apollo erfährt. An Homer erinnert ferner das Auftreten der Juno in der Götterversammlung auf dem Olymp, wo der Ahnherr Romulus in die Wohnung des Lichtes Aufnahme findet und ihm in Nektar der Willkommentrunk gereicht wird (III, 3, 33 ff.)

Wie die Götter, so treten auch die Horazischen Helden, die kriegerischen wie die friedlichen, im homerischen Gewande auf. In jener Theophanie, die Paris hat (I, 15), sind die kurzen Charakteristiken eines Ajax, Odysseus, Nestor, Teucer, Diomedes und des Liebespaares, des Paris und der Helena, Kopien nach Homer; die Meeresschilderungen, die Scenen aus dem Jagd- und Kriegsleben lehnen sich an ihn an. Homerische Wendungen, Gleichnisse und Epitheta zeugen von einem fleißigen Studium desselben Epikers.

Pindar. Aber auch Griechenlands größter Lyriker, Pindar, muß dem nachahmenden Römer ein Gegenstand eingehender Lektüre gewesen sein. Die Ode IIII, 2 giebt eine Würdigung seines dichterischen Schaffens auf den verschiedenen Gebieten: im Dithyrambus und Hymnus, im Päan und Threnos. Die mythische Darstellung der Kämpfe der olympischen Götter und ihres endlichen Sieges über die dämonischen Mächte, die Schilderung der Unterwelt und ihrer Bewohner, die Einflechtung tragischer Heldengeschichten in den Inhalt der Oden zeugt von dem fruchtbringenden Studium dieses großen Thebaners. Dagegen die dichterischen Gemälde in I, 18; II, 19 mögen auf eigener Anschauung der Bildwerke und Gemälde in Athen, der Stadt der schönen Künste, beruhen: die Darstellung der Centaurenschlacht und des tragischen Unterganges eines Pentheus und Lykurg, der verlassenen Ariadne, des Dionysos, der in Löwengestalt am Gigantenkampfe teilnimmt. . . .

Dem antiken Menschen war die Mythologie seine Religion, also jedem bekannt. Aber auch in der Benutzung griechischer Heldensagen konnte Horaz bei seinen Zeitgenossen, die litterarisch ganz von Griechenland abhingen, auf Verständnis rechnen. So dienen ihm denn auch beide Faktoren, die allerdings dem modernen Leser das Verständnis der Oden erschweren, wiederholt zur Erläuterung und poetischen Belebung eines Gedankens. So soll z. B. III, 11 der warnende Hinweis auf die Verdammnis der spröden, gefühllosen Danaostöchter seine sparsame Haushälterin Lyde, die auch in Gunstbezeugungen gegen ihren Herrn karg war, zu seinem Gunsten umstimmen.

Aus der Sage von der Entführung der Schwester des Kadmos, Europa, durch Zeus hebt der Dichter in der Galatea-Ode (III, 27) die Momente hervor, welche die Entsagung eines Vaters, den seine Tochter verläßt, um dem Manne ihrer Wahl zu folgen, zum Ausdruck bringen. Mag das römische Mädchen, welchem Horaz den durch die alexandrinische Dichtung geläufigen Nereidennamen Galatea giebt, erdichtet oder eine wirkliche Geliebte gewesen sein — indem er entsagungsvoll die Rolle des verzeihenden, väterlichen Freundes übernimmt, als die Geliebte übers Meer ziehen will, vielleicht zu einem Verehrer, der ihr besser gefällt, drückt er die Gedanken aus: Ich grolle nicht . . . Es wär so schön gewesen; es hat nicht sollen sein . . . . Ja, noch mehr, er tröstet die Scheidende und hofft auf eine glückliche Vereinigung mit ihrem Geliebten im fernen Lande, indem er auf das herrliche Los hinweist, das der Europa gefallen sei, weil sie einem Erdteil ihren Namen geben durfte.

In IIII, 11 lädt er die spröde Phyllis zur Geburtstagsfeier seines lieben Mäcen ein. Zwei mythische Beispiele in dieser Ode sollen dem Mädchen die Lehre: „Nicht zu hoch hinaus“

einschärfen: Phaeton, von Jupiters Blitz versengt, stürzte vom Sonnenwagen in den Eridanus hinab; der irdische Reiter Bellerophon, der auf dem überirdischen Flügelrosse Pegasus sich wider Willen des Zeus zum Himmel emporschwingen wollte, ward abgeworfen und erblindete. . . . Dessen eingedenk soll Phyllis auf den vornehmen Telephus, einen Stern, der für sie doch unerreichbar sei, lieber verzichten und sich mit der Neigung des allerdings alternden Dichters begnügen.

Wenn auch Horaz nach freier Wahl fremde Muster nachahmte und hiermit auf Selbständigkeit zu verzichten scheint, so verdient doch das feine Gefühl, mit dem dies geschah, und der geläuterte Geschmack, der überall zu Tage tritt, volle Anerkennung. Auch zeigt ein Vergleich seiner äolischen Lieder mit den uns geretteten Bruchstücken seiner Muster, daß er nicht nur im Inhalt, sondern auch in der Form der Darstellung seinen eigenen Weg gegangen ist. Im Gegensatz zu seinen Zeitgenossen, welche die in Mode gekommene alexandrinische Gelehrtenpoesie der letzten vorchristlichen Jahrhunderte bevorzugten, eine Nachblüte griechischer Dichtkunst, wandte er sich lieber den klassischen Mustern des 7. Jahrhunderts zu, vor allem einem Alcäus, einer Sappho, den frisch sprudelnden Quellen echt empfundener Melik im äolischen Dialekte. Ihm flossen sie noch in ursprünglicher Fülle, während sie für uns größtenteils versiegt sind. So aber wird der Römer wiederholt zum Vermittler zwischen Griechenland und der modernen Zeit, ja, nicht selten zum Wegweiser für den forschenden Gelehrten und verdient schon aus diesem Grunde den Dank der Nachwelt.

Aber auch die Mitwelt hatte ihm viel zu danken.

Horaz und Lucilius. Vergleiche. Bei Lucilius, seinem Vorgänger in der Satire, hatte er den Mangel an Feile und Glätte in der Behandlung des Verses zu rügen. Der Fortschritt in der Technik desselben zwischen beiden Satirikern gleicht etwa dem von der dürftigen Kunst Fischarts im 16. Jahrhundert zur metrischen Glätte, welche Opitzens Verse zeigen, der ein Jahrhundert später die heutige Reimtechnik anbahnen sollte. Sowohl bei Horazens Vorgänger wie beim deutschen Satiriker muß oft die Gesinnungstüchtigkeit ersetzen, was die holprigen Verse mit ihren das Ohr beleidigenden Elisionen und andern metrischen Härten vermissen lassen. Nennt man solche Verse Poesie, dann geschieht es etwa mit dem Widerstreben, mit dem man auch den Polypen schon zu den Tieren rechnet.

Allerdings ist die Römersprache mit ihrem Überfluß an langen, schweren Silben von Haus aus spröde und schwerfällig; aber dennoch hat es Horaz mit immer gesteigerter Meisterschaft verstanden, dieser harten, ungefügen Sprache Beweglichkeit zu verleihen, so daß sie sich den lyrischen Versmaßen, denen die flüssige griechische so recht entgegen kam, anschmiegte; er schuf eine Dichtersprache voll Biegsamkeit und doch voll Kraft des Ausdrucks, ein Verdienst, das in gleichem Maße im vorigen Jahrhundert sein deutscher Kollege in der Odendichtung, Klopstock, in der deutschen Litteratur für sich in Anspruch nehmen durfte. Beide waren in gleichem Maße geniale Bildner neuer Wörter.

Das Wohlgefallen an einer Kunst pflegt in erster Linie durch die schöne, gefällige Form vermittelt zu werden. Selbst ein matter, flacher Inhalt wird durch Reim und Rythmus gleichsam in eine weihevollere Sphäre gehoben.

Altdeutsche Minnepoesie. Auch unser altdeutscher Minnesang ist inhaltlich meist doch recht arm und einseitig. Frühlingsfreude und Sommerlust, Herbstestrauern und Winterklage bilden nur zu häufig die schablonenhafte Einleitung zu dem in allen Tonarten besungenen Thema der Klage über die Nichterhörung von seiten der geliebten Herrin und der Hoffnung auf einen Wechsel ihrer Gesinnung. Die Minnelieder machen in vielen Fällen den Eindruck sportsmäßigen Betriebes, ja, als kenne der Sänger die „Minne“ nur vom Hörensagen. Wenn dennoch die Inhaltslosigkeit nicht so schroff empfunden wird, so steht der Genießende unter dem Eindruck der glatten, zierlichen, die Sinne einnehmenden Form, der Reinheit der Reime, des symmetrischen Baues der einzelnen Teile und des Ganzen.

So verleiht auch der poetische Schmuck manchem recht Unbedeutenden in den Oden des Horaz immerhin eine gewisse Anziehungskraft. Der Gedankenkreis in der Lyrik geht kaum hinaus über den in den übrigen Erzeugnissen; aber das farbenreiche, schillernde lyrische Gewand spricht mehr an als das farblose epische Kleid: die Kenntnis der Horazischen Muse bezieht sich meist auf seine Lieder.

Anordnung.

Horaz hat in den 88 Gedichten der drei ersten Bücher 12 Strophenformen angewandt. Von 10 derselben finden wir Musterbeispiele an der Spitze der Sammlung: I, 1—9, und od. 11; je eine neue Form tritt dann hinzu: II, 18, III, 12. Unter den 15 Gedichten des 4. Buches hat auch nur die 7. Ode ein neues Metrum, so daß im ganzen 13 verschiedene Strophenformen zur Anwendung kommen. Innerhalb der einzelnen Bücher, die allerdings Lieder aus verschiedenen Zeiten umschließen, bedingt die Wertschätzung der Personen, an welche sie gerichtet sind, die Reihenfolge derselben. Sie ist also keine chronologische.

Während jedoch in den Epoden Gedichte desselben Metrums möglichst zusammenstehen, hat der Dichter hier derartige möglichst getrennt, gewiß nur aus praktischen Gründen, um hierdurch schon äußerlich die Verschiedenheit der Empfänger anzudeuten; denn die Überschriften sind erst späteren Ursprungs. So stehen nie zwei Gedichte in sapphischem Versmaß unmittelbar hintereinander, wohl aber einigemal alcäische, wie denn überhaupt diese um $^1/_3$ zahlreicher sind als jene. Ja, die 6 ersten Lieder des 3. Buches haben überhaupt nur letzteres Versmaß.

Die sog. Römeroden. Zusammenhang.

Die Ausnahme, welche die sog. Römeroden III, 1—6 machen, ist aber nur eine scheinbare. Die fortschreitenden Beziehungen untereinander lassen deutlich erkennen, daß sie als ein zusammengehöriges Ganzes empfunden werden sollen. Auch der alte Erklärer Porphyrio, Verfasser der ältesten Horazscholien, die auf uns gekommen sind — er lebte etwa auf der Scheide des 2. und 3. Jahrhunderts n. Chr. — faßte sie so auf. Horaz endlich selbst kündigt in der Eingangsstrophe eine Reihe von Liedern an, „wie sie bisher noch nie vernommen worden seien".

Ursprünglich bildete wohl das Lied an die Leier (I, 32) die Einleitung, um den Übergang von der tändelnden Erotik zum ernsten, politischen Liede darzustellen. An dessen Stelle trat später bei der Herausgabe die bekannte Strophe: Odi profanum vulgus. . . . Auch II, 15, einen tadelnden Erguß über den Luxus der Gegenwart in Prachtbauten, mochte der Dichter hier nicht passend haben einreihen können.

Aber wie einerseits bei der endgültigen Aneinanderreihung der einzelnen Teile manches ausgeschieden zu sein scheint, was ursprünglich zum Cyklus gehörte, um anderswo seine Stelle zu finden, so mag andererseits später eine Versetzung des Schlußgedichtes der beiden aus je 3 Gedichten bestehenden Serien stattgefunden haben.

Wenn man annimmt, daß die 3. und 6. Ode ihren ursprünglichen Platz gewechselt haben, bieten die 6 ersten Oden des 3. Buches folgenden innern, ungezwungen sich ergebenden Zusammenhang:

Die 1. Ode, die den Preis der Zufriedenheit singt, schließt mit der Betrachtung der Schattenseiten des Reichtums, jenes Krebsschadens, an dem die römische Gesellschaft dahinsiechte. Die 2., welche die wahre Mannestüchtigkeit in Krieg und Frieden erörtert, beginnt mit der Ermahnung an das heranwachsende Geschlecht, früh entbehren zu lernen in einer Zeit, wo das Jagen nach hohen Ämtern und der Volksgunst an der Tagesordnung war, und schließt mit dem Hinweis, daß bei der Verletzung eines der Grundpfeiler alter Römergröße oft Unschuldige mit den Schuldigen büßen müssen — ein Gedanke, den die 6. Ode — die hier, an 3. Stelle, stehen sollte — weiter spinnt: die Heimsuchung des jetzigen Geschlechts durch Niederlagen nach außen, durch Auflösung aller sittlichen Bande im Innern, ist eine Strafe für die Gottlosigkeit der Väter (delicta maiorum immeritus lues v. 1 ff). Sie schließt mit dem Gedanken: von 4 Generationen ist eine immer schlechter als die andere geworden, und das wird so fortgehen, wenn nicht die alte Gottesfurcht wiederkehrt.

Während so die 1. Serie predigt: Es muß besser werden, schwingt sich die 2. zur freudigen Hoffnung empor: Es wird besser werden. Und so beginnt die 4. Ode, welche den veredelnden Einfluß der Muse, das ist der höhern Bildung, preist, mit der Apostrophe an Kalliope: Steige also wieder zur Erde nieder und stimme nun nach Herzenslust ein neues Lied an: wie Jupiter die Himmelsstürmer zermalmte, so wird jetzt auf Erden Augustus, dessen kräftige Hand die Bürgerkriege beendigt hat, neue, bessere Verhältnisse schaffen. Diesen allerdings nicht mit dürren Worten ausgesprochenen Gegensatz hat gewiß jeder politisch denkende Leser in der Römerwelt empfunden, Mythische Gemälde aus dem Giganten- und Titanenkampfe, den Jupiter siegreich geführt hat.

schließen die Ode. Im Anschluß hieran beginnt die 5., welche des Vaterlandes Ehre und Größe zum Gegenstand hat, mit der Erwähnung des donnernden Himmelsgottes und weist dann hin auf den Kaiser, in dem man gern einen Gott auf Erden sehen werde, wenn er die Völker des Ostens und Westens dem Reiche einverleibt hat. Sie schließt mit dem Blutzeugen Regulus, der lieber starb als die Ehre des Vaterlandes preisgab. Diesem Beispiele altrömischer Gesinnungstüchtigkeit schließt sich trefflich die 3. an — die also hier, an 6. Stelle, stehen sollte — ein Preis derselben. Endlich der Gedanke der Schlußstrophe: Wohin versteigst du dich, Muse? Meine Leier ist nur einem heiteren, leichten Stoff gewachsen. Was ich noch auf dem Herzen habe, muß verschwiegen werden — dieser Gedanke schließt passend das Ganze ab. Man mochte immerhin bei sermones deorum (v. 71) an den Gott auf Erden, den Kaiser, denken, dem der Sänger allerdings nahe stand, dessen Pläne der diskrete Dichter aber weder mitteilen mochte noch durfte.

Der Name Ode. Erste Versuche.

Horaz selbst hat diese lyrischen Produkte Lieder (carmina), die Nachwelt Oden genannt. Wir verstehen jetzt unter dieser Bezeichnung einen Erguß begeisterter Stimmung, in welchem erhabene Ideen und außerordentliche Thaten besungen werden. Und so verdienen allerdings eine Reihe von Liedern, namentlich die politischen und religiösen, den Namen Ode oder Hymnus. Auf die Mehrzahl derselben aber, die minder erhabene Dinge zum Gegenstand der Darstellung haben, Natur, Liebe und Freundschaft, paßt besser Horazens eigene Bezeichnung.

Der Dichter hat in den einzelnen Lebensperioden jedesmal eine bestimmte Dichtungsgattung gepflegt, nachdem er zuvor seine Kräfte in Versuchen geprüft hatte.

Auf derartige Vorübungen schon zur Zeit der Epodendichtung weist die Erwähnung seiner Leier in einer Epode (17, 39) hin, in der er als Buße für das Vergehen gegen eine ehemalige Freundin sich „Lieder" auferlegen lassen will. In Ode I, 16, einer Probe derartiger Lieder, gleichsam einer Erweiterung dieser letzten Epode, verspricht er gleichfalls, Abschied zu nehmen von den Lästerjamben: er will nunmehr das Bittere mit dem Süßen vertauschen (v. 25 ff).

Auch die trochäische Basis in I, 15, 36 und der Inhalt weisen auf einen dieser frühsten Versuche hin. Unter dem Bilde des buhlerischen Liebespaares aus der troischen Vergangenheit, des Paris und der Helena, will er gewiß ein zweites aus der unmittelbaren Gegenwart verstanden wissen, Antonius und Kleopatra. Die düstere Prophezeiung des greisen Meergottes Nereus vom Falle Ilions, der vorläufig durch Achilles' Zorn noch aufgeschoben werde, soll auch für seine Zeitgenossen eine Warnung sein.

Nicht minder kennzeichnen in I, 37 metrische Härten im alcäischen Verse einen solcher frühen Versuche, etwa im Herbst des Jahres 30 entstanden, als die Kunde von dem heroischen Selbstmorde der Kleopatra die bange Sorge des römischen Patrioten vor einem Glücksumschwunge endlich verscheucht hatte. (S. Teil I, S. 20).

An diesen Jubelhymnus reiht sich der Zeit nach I. 26 an, gedichtet unmittelbar nach dem Tode des Antonius i. J. 30, wie sich aus v. 5 ergiebt; auch aus dem Ausdruck fidibus novis (v. 10) und dem Mangel der Cäsur (v. 11) darf man auf eine frühe Abfassungszeit schließen.

Als die letzten Oden des ersten Cyclus, der etwa 6 Jahre später seinen Abschluß fand, müssen der Prolog I, 1 und der Epilog III, 30 gelten; beide sind gleichzeitig gedichtet, etwa im J. 24, im 41. Lebensjahre des Dichters. Allerdings soll ersterer den Anschein des frühsten Gedichtes erwecken.

Herausgabe der Odenbücher.

Es muß dahin gestellt bleiben, ob die beiden ersten Bücher zusammen, getrennt von dem folgenden, oder alle drei zu gleicher Zeit herausgegeben worden sind. Das Schlußgedicht des 2. Buches läßt erstere Annahme als möglich, das des 3., gedichtet in einem Versmaße, das die 3 ersten Odenbücher nur hier und im Prologe zeigen, letztere als wahrscheinlicher erscheinen. Beide rahmen so gleichsam den Liedercyclus ein; zwischen beiden besteht auch ein innerer Zusammenhang: dort Erwartung und Hoffnung, hier die Erfüllung.

Die Zeit der Herausgabe läßt sich auf Grund von ep. I, 13 nur insoweit bestimmen, als es nicht zwischen den Jahren 24 und 22 geschehen sein kann. Ein gewisser Vinius Asella, der gerade — wenigstes der Annahme nach — in Geschäften zu Augustus reiste, erhält Anweisung,

wie er die versiegelten Rollen (volumina), über Berg und Thal, also auf dem Landwege wandernd, dem Kaiser überbringen soll. In diesen Jahren aber war letzterer überhaupt nicht in Italien. Aber auch nach dem Jahre 22 kann die Herausgabe nicht erfolgt sein: in III, 19 wird die Augurwahl des Murena, des Stiefbruders der Gattin des Mäcen, gefeiert. Derselbe hatte sich jedoch in eine Verschwörung gegen das Leben des Augustus eingelassen, wie im Jahre 22 entdeckt wurde. Die rühmliche Erwähnung des nunmehr anrüchig gewordenen Mannes, der infolge dessen hingerichtet wurde, hätte gewiß dem Schwager Mäcen wie dem Kaiser auf gleiche Weise mißfallen.

Auch die Möglichkeit einer Herausgabe nach dem Jahre 20 erscheint ausgeschlossen. In demselben starb nämlich der erst 20jährige Marcellus, der Neffe des Augustus, der die zweifelhafte Ehre hatte, Gatte der sittenlosen Kaisertochter Julia zu sein, ein Jüngling, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Wären die Oden nicht schon herausgegeben gewesen — nach allem i. J. 24 — dann hätte der Hofdichter gewiß in einer derselben dieses betrübenden Ereignisses gedacht oder dasselbe wenigstens angedeutet. Die einzige Ode, die seiner gedenkt (I, 12), erwähnt ihn aber als einen noch Lebenden (v. 45. ereseit fama Marcelli).

Obiger Annahme, daß die Herausgabe nicht nach dem Jahre 24 erfolgt sei, scheint allerdings I, 3 entgegen zu stehen, eine Ode, die auf die Reise Vergils nach Griechenland hinweist. Seiner Gesundheit wegen ging der Dichter der Äneis im Jahre 19 dorthin, starb aber noch im September desselben Jahres auf der Rückreise, nach der Landung in Italien. Die hervorragende Stellung des Gedichts, ferner die Wärme des Inhalts (v. 8 animae dimidium meae), läßt aber nur an den Busenfreund des Dichters denken, nicht an den Bekannten gleiches Namens, an den IIII, 12 gerichtet ist, mag dieser nun ein Geschäftsmann, worauf manches in der Ode hindeutet, oder gar Leibarzt der kaiserlichen Prinzen gewesen sein. Es ist also nicht an die letzte Reise Vergils zu denken. Sonst wäre gewiß auch der Nebenzweck, den derselbe nach der vita mit der Wiederherstellung seiner Gesundheit verbinden wollte, angedeutet worden, nämlich „die letzte Hand" an sein Kunstepos zu legen, das Werk seines Lebens.

Horaz begann die Dichtung des 4. Buches etwa im Jahre 17, nach dem Abschluß der Episteln. Die Herausgabe dieses Liederherbstes wird, weil keine Ode in denselben über das Jahr 13 hinausführt, auch in diesem Jahre erfolgt sein.

Inhalt.

Der Inhalt der Oden ist ein äußerst mannigfaltiger. Der Dichter selbst deutet im Prolog I, 1 nur die beiden Hauptrichtungen seiner Lyrik an, wenn er von der fröhlichen Muse Euterpe erwartet, daß sie ihn zum heitern Liede begeistern werde, während Polyhymnia ihm den ernsten, feierlichen Gesang eingeben soll. Er wird jedoch allen Gestaltungen des vielverschlungenen Menschenlebens gerecht: er schildert den Menschen in Leid und Freud, in seinem Begehren und Widerstreben, im Genießen und Entbehren: kurz, wie das Schillersche „Mädchen aus der Fremde" bringt der Lyriker jedem Leser eine Gabe, wes Standes und Alters er auch immer sein mag.

In den zahlreichen der Freundschaft gewidmeten Liedern freut er sich mit dem fröhlichen, trauert er mit dem trauernden Freunde; er ist der heitere Tisch- und Zechgenosse in den Wein- und Trinkliedern; die verliebte Natur des Dichters lernen wir in einem Fünftel aller Lieder kennen, die er gedichtet hat; er stellt sogar, wie später ein Walther von der Vogelweide, sein Talent in den Dienst seines Kaisers, wenn es galt, Bestrebungen desselben auf politischem, socialem und religiösem Gebiete zu fördern. Er besingt die Natur im Wechsel der Jahreszeiten. Von der Menschenwelt hebt er sich endlich empor zum Göttlichen und preist die Ehre und Macht der Götter über Welt und Menschentum.

Horaz und die Gottheit. **Vergl. Teil I, S. 13.**

Wie in der Politik, so scheint sich auch in Bezug auf das Göttliche ein Wandel in den Anschauungen des Dichters vollzogen zu haben. Während uns in den Satiren noch der Jünger Epikurs entgegentritt, der einer „wahnsinnigen Weisheit" huldigte (I, 34, 2), bekennt sich in den Oden der bis dahin „gleichgültige Diener" der Gottheit wenigstens zum Glauben an ein göttliches Wesen, verkörpert in Jupiter, dem Schirmherrn des Weltalls, dem Vater der Götter und Menschen, dem nichts an Macht gleicht, nichts ähnlich ist (I, 12, 17). Mochte immerhin in der Phantasie des Volkes und der Dichter noch eine Reihe von Gottheiten daneben existieren: dieser

galt doch dem gebildeten Römer als der „Beste und Größte", die anderen sogenannten Götter höchstens als Verkörperungen der Eigenschaften dieses göttlichen Urwesens oder als Sinnbilder sittlicher und der Naturkräfte. So ist denn der Kultus der verschiedenen Gottheiten auch bei Horaz wohl nur ein Zugeständnis an die herkömmlichen Anschauungen des Volkes und ein bequemes Mittel, den Stoff dichterisch zu gestalten und poetisch zu beleben. In diesem Sinne wohl nur ist es zu verstehen, wenn der freigeistige, aufgeklärte Tischgenosse des Mäcen seine mannigfachen Rettungen dem Einfluß der schützenden Götter zuschreibt, wenn er sie um Gewährung innerer und äußerer Güter bittet, wenn er seine Dichtergabe als ein Geschenk Apollos und der Muse anerkennt und seinen Dichterruhm als ihr Verdienst hinstellt (IIII, 3, 21). . . . .

Und der Dichter durfte den Anschauungen der Menge um so lebhafter entgegen kommen, als Volk und Dynastie gern ihre Abstammung auf Gottheiten zurückführten: der kriegerische Mars galt als Stammvater des Romulus-Volkes, die holde Venus, die Mutter des Äneas, als Ahnmutter des erlauchten julischen Geschlechts (IIII, 15, 32); Apollo, der Schirmherr der Äneaden, soll auch Oktavian in der Schlacht bei Aktium den Sieg verliehen haben, wie er überhaupt als Schutzgott des neuen Regimentes, des Kaiserreiches, galt und nicht mehr der kriegerische Mars. Diese Neugestaltung der römischen Verfassung wurde durch eine besondere Feier geweiht. In dem Festliede (carmen saeculare), das Horaz zu derselben dichtete, traten daher Apollo und Diana, die lichten Himmelsgötter in den Vordergrund, nicht mehr Dis und Proserpina, die Unterweltsgötter der alten Zeit. Dies göttliche Geschwisterpaar ist es auch, an das sich die Bitten des Dichters um Fruchtbarkeit und Wohlstand, um das Weiterblühen der Römertugenden wenden, eine Bedingung für das glänzende Fortbestehen des neuen Regimentes. Der Apollotempel konnte geradezu als kaiserliche Hauskapelle angesehen werden. Je nach den politischen Ereignissen, welche die Herzen der Zeitgenossen bewegten, floß die Gestalt des Herrschers in der Phantasie des Volkes mit der Göttergestalt eines Apollo, eines Merkur und Bacchus zusammen.

So sind denn die Hymnen auf die genannten Götter und Göttinnen einerseits eine Huldigung für den Kaiser und sein Haus, andererseits eine Unterstützung in der Pflege des religiösen Lebens, die der neue Kurs ganz besonders begünstigte. In diesem Sinne stellt Horaz in der letzten Römerode (III, 6) die Niederlagen nach außen durch immerhin schwache Feinde, die Auflösung aller sittlichen und geheiligten Bande im Innern als die Folge der herrschenden Gottlosigkeit hin und mahnt in tiefernsten Worten zur Umkehr.

Horaz und die Natur.

Es hat wohl keinen Dichter gegeben, der nicht in irgend einem Verhältnis zur Natur gestanden hätte, der ewigen Lehrmeisterin aller Künstler. Auch der Süditaliener Horaz, aufgewachsen in einer üppigen, mit allen Reizen geschmückten Natur, hat zu ihr, wenn auch nicht wie Goethe — nach dem Urteil der Frau von Staël — in einem brüderlichen, so doch in einem recht freundschaftlichen Verhältnis gestanden. So oft er kann, flüchtet er sich aus dem Getümmel der stauberfüllten Straßen der Weltstadt auf sein einsames, etwa 45 Kilometer von Rom entferntes Gut im Sabinergebirge, wo Waldesrauschen und Quellengemurmel die aufgeregten Sinne wieder besänftigten.

Das Landleben.

So ist denn auch das Lob des Landlebens mit seinen Freuden und Arbeiten, mit seinen einfachen Menschen und Sitten ein viel erörtertes Thema.

Einige Bilder, die er schon in der 2. Epode entworfen hat, erinnern lebhaft an die Gemälde in Schillers „Glocke". Er schildert das Walten der züchtigen Hausfrau in ihrer Wirtschaft, während der Mann draußen sich abmüht, wie sie, ohne die Kinder zu vernachlässigen, das Melken im Hürdenraum besorgt und dann dem heimkehrenden Gatten das Mahl bereitet, nicht kargend mit einer Zugabe des heurigen Weines. Inzwischen sind die fetten Schafe und die müden Stiere heimgekehrt, und auch die Schar der Knechte lagert sich, des Mahles gewärtig, um den reinlichen Herd. . . . .

Die Jahreszeiten.

Auch der ewige Wechsel der Jahreszeiten bot reichlichen Stoff.

Mit besonderer Freude begrüßt der Sohn des sonnigen Südens, gewöhnt an einen blauenden Himmel, die Wiederkehr des Frühlings, ganz wie der mittelalterliche Sänger, dem die Welt bei den damaligen mangelhaften Verkehrswegen im Winter besonders öde und trostlos erschien.

Die erste Frühlingsode I, 4 erinnert lebhaft an Goethes: „Vom Eise befreit sind Strom und Bäche“ .... Worte, mit denen auch Faust am Ostermorgen die Auferstehung des Frühlings begrüßt. Horazens Schilderungen atmen überall Leben, Bewegung, Handlung; sie zeugen ferner von seiner Beobachtungsgabe. Wir sehen die Kähne wieder in die Fluten gleiten, das Vieh vom Gehöfte des Bauern auf die grünen Fluren eilen, diesen selbst hinter dem Pfluge hergehen; die Schwalbe baut wieder ihr Nest; Gesang und Flötenspiel überall; im weichen Grase gelagert die Hirten; selbst Faunus lauscht mit Wohlgefallen ihren Weisen: kurz, die ganze Natur jauchzt (IIII, 12).

Der antike Dichter, der diese plastisch anschaut und das in ihr keimende Leben mythologisch gestaltet, läßt die holde Venus selbst auf der Au im Mondesglanze als Chorführerin im Reigentanz auftreten und Nymphen und Grazien im Wechseltanz über die Erde hinhüpfen, während Vulkan die aufflammende Werkstatt der Cyklopen besucht (I, 4), gewiß nur eine Bezeichnung für das Wetterleuchten am fernen Horizonte, was überall den Frühling einzuleiten pflegt.

Doch der Frühling vergeht; der Sommer ist gekommen. (IIII, 7, 9.) Nun glüht das Cepheusgestirn; der kleine Hund und der Löwe rasen: alles Sternbilder, die den heißen Julimonat kennzeichnen. Der matte Hirt und die erschlaffte Herde spähen nach Schatten im Dickicht des Waldes und nach einem Bächlein. In allen Wipfeln ist Ruh; nirgends, selbst am Flußufer kein Lufthauch; überall brütende Gluthitze. (III, 29.)

Da führt uns der Dichter (III, 13) in das Idyll seines Gütchens, wo die Quellennymphe Bandusia ihrem Sänger Kühlung spendet. Er selbst ist der Hirt am Digentiabach, der seine Herden weidet, ihm zur Seite die Geliebte mit der Laute im Arm. (I, 17.)

Doch auch der Sommer geht dahin und mit ihm der Blätterschmuck. Bald sollen die Stürme kommen, die das letzte Laub von den Bäumen schütteln. Die alte Krähe prophezeit schon kaltes Regenwetter. Der sonst unbewölkte Zeus schaut jetzt mit zusammengezogenen Brauen auf sein sonniges Italien herab (epod. 13). Unter dem Ansturm der schneidigen Winde vom Norden her stöhnen die Eichen des Garganus; in Eisesbanden sind geschlagen die Flüsse, die sonst fröhlich dahinrauschten. Alles ist in Schnee gehüllt. Regungslos stehen da in der Ferne die Wälder des Sorakte und drohen zu brechen unter der Last des Schnees. (I, 9; II, 9; III, 17.)

Und doch hat auch der Winter sein Angenehmes: Menschen und Tiere feiern von der schweren Feldarbeit. Nun stampft der Bauer auch einmal im Dreitritt den Boden. (III, 18, 16.)

Das Meer. Einen großen Raum in seinen Schilderungen nimmt das Meer ein. Er führt es vor in seiner Lieblichkeit, wie es von Frühlingslüften sanft bewegt wird und leicht geblähte Segel sich auf seinen Wellen schaukeln (IIII, 12, 1); öfter jedoch noch in seiner Furchtbarkeit, wenn, aufgewühlt von den Herbst- und Winterstürmen, die Adria brüllt.

Der Dichter schildert aus eigener Erfahrung.

Aber auch die Gefahren und Schrecken des tyrrhenischen Meeres hat er persönlich kennen gelernt. (III, 4, 28). Die Verwegenheit des Schiffers, der zum ersten Male den Kampf mit Wind und Wetter aufnahm, trotzend der Gottheit, welche gerade die Länder durch das Meer trennen wollte, ist Gegenstand einer Ode (I, 3), die überhaupt das titanenhafte Streben der Sterblichen nach Unmöglichem zum Thema hat. Sie erinnert lebhaft an das Sophokleische Chorlied: *πολλὰ τὰ δεινά* . . . .

Vergleiche aus der Natur. Mit glücklichem Griff nimmt ferner der Dichter, um den Stoff zu beleben und abstrakten Gedanken Klarheit und Anschaulichkeit zu geben, seine Bilder und Vergleiche aus der Natur.

Jugendfrische vergleicht er (I, 15, 17) dem grünenden Epheu, das Alter dem dürren Blatt; sich selbst mit der arbeitseligen Matinerbiene (IIII, 2, 27); ein vor dem Manne fliehendes Mädchen mit einem scheuen Rehkälbchen (I, 23); einen verswütigen Dichter mit dem Bären, der durch die Stäbe seines Käfigs gebrochen ist; den Redefluß eines Schmähenden mit einem geschwollen dahin brausenden Strom (sat. I, 7, 27). Pindars Oden rauschen ihm daher wie ein Waldstrom (IIII, 2, 5 ff). Er ermahnt in einem Begleitschreiben (ep. I, 13) den Überbringer seiner Odenbücher an Augustus, Asella (Eselein), sein nomen nicht zum omen zu machen, nicht bei der Übergabe der Rollen an den Kaiser diese unter dem Arm zu tragen wie der Bauer das Lämmchen (v. 13 ff.); die beiden Neronen schildert er (IIII, 4 und 14); den älteren, Tiberius, vergleicht er, wie er auf schnaubendem Rosse gegen die wilden Alpenvölker im Schlachtengewühl einhersprengte, mit dem Mittagswind, der über die tollen Meereswellen dahinfährt; dann mit dem heimatlichen Aufidus, dessen Wogen sich brüllend über die Saatfelder ergießen; den jüngeren, Drusus, schildert er zuerst unter dem Bilde eines Adlers, der, soeben dem schützenden Horste entflogen, seine Kraft erst im Kampf mit der friedlichen Ziege, dann mit dem wilden Drachen erprobt; dann unter dem Bilde des jungen Löwen, vor dessen Zahn das scheue Reh zittert.

Augustus verfolgt I, 37, 17 ff. nach dem Siege bei Aktium mit seinen Schnellseglern die fliehende Kleopatra, wie der starke Habicht sich stürzt auf die schwache Taube, wie der Jäger den Hasen verfolgt auf Thessaliens Schneegefilden. Den Hannibal selbst läßt der Dichter IIII, 4, 57 ff. das kernige Heldenvolk, das nach dem Falle Ilions auf stürmischen Wogen sich nach der italischen Küste rettete, seinem innersten Wesen nach dem Eichenstumpfe auf dem Algidus vergleichen, der, selbst aus dem Mordstahl Kraft schöpfend, um so üppiger ausschlägt.

Horaz ein antiker sentimentalischer Dichter. Schiller. Man hat dem antiken Menschen im allgemeinen ein Herz für die Natur abgesprochen. Schiller behauptet in seinem Aufsatz: „Über naive und sentimentalische Dichtung,“ in welchem er das Verhältnis der Dichter zur Natur erörtert, daß der antike ein mechanisches Produkt mit demselben Herzensanteil schildere wie eine Naturscene, einen Naturcharakter.

Ein solches Urteil, in dieser Bestimmtheit ausgesprochen, kann hart erscheinen. Auch hat kein Geringerer als A. v. Humboldt im 2. Bande seines „Kosmos“ durch zahlreiche Stellen aus dem klassischen Altertum den Beweis für das Naturgefühl des antiken Menschen zu erbringen gesucht. Wenn Horaz selbst auf die Neigung der römischen Großen der Kaiserzeit hinweist, ihre Landsitze mit großartigen Teichen, Parks und Anlagen zu schmücken, so ist das doch immerhin ein Beweis für Natursinn. Freilich jene Andacht und Gefühlsseligkeit, mit der sich der mitfühlende moderne Mensch in das stille Treiben der Natur versenkt, war dem antiken wohl fremd. Einem Horaz ist z. B. das Wasser nur das erfrischende Naturgeschenk, glänzender als Krystall (splendidior vitro III, 13, 1); er prüft es auf seinen Nutzen, auf seine Erscheinung hin: unserm Goethe ist es dagegen der ewige Tau, in dem „wellenatmend“ Sonne und Mond sich badet, in dem des Himmels „feuchtverklärtes“ Blau sich spiegelt.

Um Tarents Anmut zu schildern (II, 6), giebt er nur die äußeren Eindrücke wieder, die er dort erfahren: seine milde Luft, seine Oliven, seinen Honig und Wein. Die Hervorhebung der Fruchtbarkeit seines Musenhains am Anio bei Tibur ist ihm selbst wichtig in einer Ode (IIII, 3, 10), die er verfaßt hat im frischen Hochgefühl der Anerkennung, die sein Säkularhymnus gefunden, und der Aussicht, den lieblichen Sängern der Vorzeit eingereiht zu werden. Ein moderner Dichter wie Heine läßt seinen Fichtenbaum, der einsam auf kahler, nordischer Höhe steht, von der südlichen Palme träumen; einem Lenau ist es, als ob Sterbeseufzer der Natur durch die welken Haine schauerten: dem antiken ist dieselbe nirgends ein mitfühlendes Wesen, das seines eigenen Herzens Klang verstünde in Freud und Schmerz. Dem praktischen Römer war ein Saatfeld lieber als eine romantische Gebirgspartie. Cicero (Lael. § 68) meint, daß man jedoch im Laufe der Zeit selbst einer solchen Geschmack abgewinnen könne: so groß sei die Macht der Gewohnheit.

Auch hat die antike Litteratur keine Naturdichtung als solche aufzuweisen wie die moderne. Die Aufmerksamkeit des antiken Poeten richtet sich mehr auf die Einzelerscheinung im Naturleben als auf das Ganze; die Naturscenerie steht stets in irgend einer Beziehung zum Menschen, ist nur der Hintergrund, von dem sich das bewegte Menschenleben wirksam abheben soll, der Vergleichungspunkt, an den er anknüpft, wenn er seine Ideen über Entbehren und Genießen, Leben und Tod, Jugend und Alter, Vergänglichkeit und Unsterblichkeit erörtert.

Mit dem Instinkte einer gleichgestimmten Seele erkannte Schiller in dem antiken Dichter einen Geistesverwandten; beider Poesie hat einen reflektierenden Charakter, zeigt den philosophisch geschulten Denker, der Menschen und Verhältnisse von einem überlegenen Standpunkte aus betrachtet. Bei beiden sind die durch reine Verstandesthätigkeit gewonnenen Gedanken und Erkenntnisse getränkt mit ihren eigenen Gefühlen und Empfindungen — alles Kennzeichen des sentimentalischen Dichters unserer Zeit.

Schiller unterscheidet nämlich in dem genannten Aufsatz zwei große Klassen von Dichtern, naive und sentimentalische. Erstere schildern die natürlichen Verhältnisse, die sie noch vorfanden, natürlich, objektiv, ohne Reflexion. Als Vertreter dieser Art des Dichtens gilt ihm vor allem Homer.*)

Der sentimentalische Dichter dagegen, der in einem Zeitalter lebt, wo die reine, unverfälschte Natur bereits der Hyperkultur hat weichen müssen, reflektiert über diesen Bruch, der nun einmal stattgefunden hat. Während der naive Dichter es nur mit der reinen Natur zu thun hat, bilden beim sentimentalischen zwei Vorstellungen seine Welt: die gemeine Wirklichkeit und das Ideal, d. i. die Verkörperung einer Idee, einer höchsten Vollkommenheit, die ihm vorschwebt. Er giebt den Eindruck wieder, den einerseits der Verlust der wahren Natur und andererseits die Erhabenheit dieses Ideals in ihm hervorruft. Als eine solche Verkörperung aller Vollkommenheiten erscheint ihm das Einst im Gegensatz zum Jetzt. Nach jenem sehnt er sich zurück wie der Kranke nach der Gesundheit, wie der Greis nach der Jugend; das Jetzt dagegen, die der wahren Natur entfremdete Wirklichkeit, flößt ihm Abneigung ein. In ersterem Falle ist er der Elegiker, in letzterem der Satiriker. Findet er endlich die Wirklichkeit im ganzen und großen in Übereinstimmung mit dem Ideal, dann ist er der idyllische Dichter. Dann betrachtet er die wirklichen Verhältnisse mit dem Gefühl der Freude.

Schiller findet Vertreter dieser drei Dichtungsgattungen hier und da in der antiken Litteratur, während er anderseits auch den naiven Dichter nicht gänzlich auf das Altertum beschränkt wissen will, wobei er namentlich Goethe im Sinne hat, dessen Objektivität er bewunderte, ja beneidete.

Aber bei keinem antiken Dichter fand er die drei Gattungen reflektierender Poesie so vereinigt wie bei Horaz, und daher möchte er ihn „den wahren Stifter sentimentalischer Dichtungsart" nennen. Er hatte ein Recht dazu.

Der Satiriker. a. der ernste.

Der Satiriker Horaz kommt namentlich in den Produkten der Sturm- und Drangperiode zur Geltung, wo er mit taciteischem Ingrimm zu Felde zieht gegen die Laster seiner Zeit, mochten sie, das Tageslicht scheuend, heimlich am Marke des Volkes zehren oder, schamlos vor aller Augen sich breit machend, offen am Ruin des Staates und der Gesellschaft arbeiten: allen den Verworfenen seines Volkes redet der Dichter wie ein Prophet des alten Testamentes ins Gewissen. (S. Teil I, S. 17, 18).

Dann lernte er, aufgenommen in den hochgebildeten, staatsmännisch geschulten Freundeskreis, die Dinge von einer höheren Warte beurteilen „als von der Zinne der Partei." Mäcen sah in der Befestigung der Monarchie das Heil des Staates. Mit aller Selbstverleugnung, deren der sonst so weichliche Mann fähig war, förderte er diesen Gedanken. Auch Horaz kommt allmählich zur Erkenntnis, daß es mit der Republik für immer vorbei sei, daß nur eine starke Faust das Staatsschiff durch das aufgewühlte Meer der Leidenschaften hindurchführen könne. Er gewinnt wieder Interesse für dasselbe und steht mit Anteil und Sorge im Herzen den politischen Ereignissen gegenüber, gern bereit, durch politische Gedichte das großartige Reformations-

*) Es soll nur kurz darauf hingewiesen werden, daß es allerdings bedenklich ist, Homer durchweg als einen naiven Dichter hinzustellen. Um nur auf die von Schiller selbst hierfür angezogene Scene aus der Ilias (VI) einzugehen, wo Glaukus und Diomedes sich noch vor dem Zweikampfe als Gastfreunde vom Vater her erkennen und gegenseitig ihre Rüstungen tauschen, wobei der erstere seine goldne, die 100 Stiere wert ist, vertauscht gegen die des Diomedes, die nur den Wert von 9 Stieren hat — hier scheint weder das Freundespaar noch der Dichter selbst naiv zu sein. Es ist gewiß nicht anzunehmen, daß die beiden Kämpen die gegenseitigen Geschenke für gleichwertig gehalten hätten, wie es bei Kindern der Fall sein muß, ehe sie einen Tauschhandel eingehen. Homer will aber die Helden über die Anschauungen ihres Zeitalters hinausheben, indem er sie den idealen Standpunkt einer späteren Zeit einnehmen läßt, wo man nicht sowohl auf den Wert der Gabe als vielmehr auf die Gesinnung sieht. Der Epiker selbst hält den Tausch an sich für recht thöricht, wenn er die Handlung mit der Bemerkung begleitet: *ἐκ Δ' ἄπτε Γλαύκῳ Κρονίδης φρένας ἐξέλετο Ζεύς.*

Ein Dichter, der alle Kunstgriffe mit Virtuosität anwendet, um die Hörer zu packen oder ihre Erwartung zu spannen: epische Kürze, epische Breite und feierliche Formeln, wenn er schon im voraus auf die Bedeutung der damit eingeleiteten Ereignisse hinweisen will, ist nicht mehr naiv im Sinne Schillers.

werk des Kaisers zu unterstützen, der durch die Wiederherstellung der zerfallenen Kultusstätten, durch die Erneuerung altrömischer Zucht und Sitte im Felde und in der Familie, durch Hebung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände die Wiedergeburt seines Volkes anstrebte. So vergleicht er denn in den Römeroden, um sein Volk zur Erkenntnis seiner Schuld zu bringen, das Jetzt mit dem Einst, die altrömischen Nationaltugenden der Genügsamkeit, der Treue und Gerechtigkeit, der Gottesfurcht, Tapferkeit und Vaterlandsliebe mit den entarteten Sitten der Nachkommen. Mit Begierde, ruft er bitter aus in der Ode an sein Volk (I, 6, 17 ff), mit Begierde erlernt jetzt die heranwachsende Jungfrau die üppigen ionischen Tänze und wird abgerichtet auf Künste der Koketterie, schon verdorben bis in die Fingerspitzen hinein . . . . . dann als Frau späht sie aus nach Liebhabern, während der Gatte beim Becher sitzt, an jeden beliebigen und um jeden Preis sich verkaufend, und zwar mit Wissen des Mannes, der ruhig den Preis der Schande einstreicht . . . . .

Welch schimpfliche Angst jetzt, höhnt er I, 2, 6 ff, bei unsrer Jugend vor den Parthern und andern Feinden, während ehemals die königliche Barbarenbraut zitterte, wenn sie den jungen Römer vom Festungswall erblickte, indem sie für ihren Verlobten fürchtete. In der 5. Ode stellt er jenen 10,000 Römern, die sich vor etwa 30 Jahren, nach der Schlacht bei Carrhä, hatten gefangen nehmen lassen, um dann mit den Töchtern des Feindes eine Ehe einzugehen, den Regulus gegenüber, dessen unverfälschte Römernatur sich dagegen sträubte, seinen Landsleuten selbst einen ehrenvollen Frieden anzuraten, trotzdem er wußte, daß im andern Falle Qual und Tod seiner harre.

Fort mit dem verfluchten Reichtum! ruft er den Zeitgenossen zu (III, 24, 44 ff.), dem Urquell der Üppigkeit und Verweichlichung und überhaupt aller Übel. Tragt ihn aufs Capitol oder werft ihn ins Meer!

Ein harter Vorwurf trifft dann die damalige Kindererziehung. Laßt lieber den verzärtelten Knaben jagen und reiten lernen, fährt er fort (v. 54 ff.), statt Reifenspiels oder gar der Gaunerkünste im Würfelspiel; statt ihn sehen zu lassen, wie der Vater, nur um ihm ein recht großes Erbe zu hinterlassen, den Geschäftsteilhaber, der sein Gast ist, prellt . . . . .

Dann rügt der Dichter den Villenluxus und die Raffinerie in Park- und Gartenanlagen, an denen doch nur der einzelne Genuß habe: in der guten alten Zeit dagegen herrschte die größte Einschränkung im Privatleben, aber die Staatskassen waren gefüllt; die Gotteshäuser und die Staatsbauten glänzten.

Ja, angeekelt vom Lande, treibe der Reiche weite Dämme ins Meer hinein und führe auf dem Meeresboden Fundamente auf, um den quälenden Gedanken zu entrinnen — und doch werde er diese nicht los; Furcht und Sorge begleite ihn doch überall hin! (III, 1, 33 ff.)

So stellt der Dichter mit ernstem Tadel die Wirklichkeit als Mangel dem Ideal gegenüber.

b. der humoristische.

Doch nur erhabene Naturen kleidet die pathetische Satire. Horaz war aber keine Tacitus-, eher eine Wieland-Natur. Weit besser gelingt es ihm daher, wenn er wie der Dichter der Abderiten die Töne des Humors anschlagen, die mittlere Linie zwischen Ernst und Scherz halten darf. Freilich kommt die eigentliche Horaz-Natur weniger in den Oden zur Geltung, in denen durch die lyrische Form die Gedanken selbst gleichsam in eine weihevollere Sphäre erhoben werden, als in den der Prosa nahestehenden anderen Dichtungsarten, die sich des Hexameters bedienen, den Satiren und Episteln.

Doch bricht der Humor auch hier zuweilen durch. So in I, 29, wo er seinem Freunde Iccius, dem philosophierenden Dilettanten, den Kopf zurechtsetzt. Plante dieser doch, weil es mit der Wissenschaft nicht recht gehen mochte, um zu Reichtum zu kommen, einen schneidigen Kriegszug gegen die nie besiegten arabischen Emire, bekannt durch fabelhaften Reichtum. Mit gutmütigem Spott weist der Dichter auf die Ketten hin, die der Philosoph mitnehmen will, um schöne Prinzessinnen und jugendliche Prinzen zu fesseln, damit sie ihm später den Wein kredenzten — ein solches Sturzbad von Spott und Laune war gewiß imstande, die erregte Phantasie des Freundes abzukühlen.

In der 7. Satire des 1. Buches lernen wir den Aristius Fuskus als einen Schalk kennen, der nicht daran denkt, den befreundeten Dichter von dem lästigen Schwätzer zu befreien, der sich klettenhaft an dessen Fersen geheftet und ihn schon bis zum Judenviertel (vicus Tuscus) hin- und hergeschleppt hatte. Horaz giebt vor, er müsse notwendig mit Fuskus sich insgeheim unterreden. Dieser jedoch schützt schalkhaft einen wichtigen jüdischen Feiertag und den Unwillen der Juden vor, wenn er als Proselyt diesen auf solche Weise entheiligte.

Sonst zwei trauten Täubern ähnlich, von denen der eine dem zunickt, was der andere will, sind die beiden Freunde doch in einem Punkte unähnlich: Fuskus liebt das Stadt-, Horaz das Landleben, wie aus ep. I, 10 ersichtlich ist. Diesem für Humor empfänglichen Freunde schildert I, 22 der Dichter ein kleines Abenteuer, in welchem ein großer Wolf und die kleine, süß lachende Lalage („Plappermäulchen") eine Rolle spielen. Der beabsichtigte feierliche Ernst, der über dem Ganzen schwebt, bildet zu der unerwarteten Schlußmoral, daß eine ehrliche Dichterhaut überall durchkomme, einen ergötzlichen Gegensatz. Einen gleichen bildet der durchsichtige Humor des Dichters zu der weihevollen, getragenen Melodie von Flemming († 1813), in der Integer vitae gesungen wird.

Der Dichter hatte sich einmal für den folgenden Festtag bei der befreundeten, reichen Bankierfamilie Lamia angesagt. Der Gastgeber soll tüchtig einheizen: die alte Krähe, der Wasserprophet, habe Sturm und Regen verkündet. Der Dichter rechnet ferner darauf, einen Krug alten Weines und einen saftigen Schweinebraten vorzufinden. Gleichsam als Gastgeschenk für die Bewirtung ersinnt er sich einen uralten Stammbaum der Familie aus. Er läßt sie vom sagenhaften, aus der Odyssee bekannten Lästrygonenkönig Lamos abstammen, dem angeblichen Gründer von Formiä, der Heimat eines edlen Weines. (III, 17).

Launig ist auch die Ansprache des Dichters an seinen Weinkrug, mit dem er plaudert wie mit einem alten Freunde; voller Humor sind die Erwägungen, was er wohl in sich bergen und welche Wirkung der Inhalt ausüben möge (III, 21). Nicht minder ist es der Abschied Horazens von der erotischen Dichtung in dem bekannten Schelmenliede (III, 26): vixi puellis . . . . Der Dichter will aus dem Kriegsdienst der Liebesgöttin aus- und in den Civilstand der Ehrbarkeit eintreten. Wie ein Veteran seine Waffen, wie ein alter Handwerker seine Werkzeuge dem Gotte weiht, will er schon seine Laute und die Geräte verliebter, nachtschwärmender Jünglinge, Fackel und Brecheisen, an die Wand im Tempel der Venus hängen: da fährt ihm der Gedanke an die kleine Chloe durch den Sinn, und mit der Entsagung ist es vorbei; im Gegenteil, er bittet die Göttin, das trotzige Mädchen, das ihm so hartnäckig ihr Herz verschließe, mit ihrer Geißel zu treffen, nur ein einziges Mal, damit sie gefügig werde.

Humor spricht ferner aus Ode IIII, 12, wenn er die Bewirtung eines gewissen Vergil — nicht des epischen Dichters — ohne Entgelt ablehnt. Wolle dieser in der Durst erregenden Frühlingszeit seine Kehle mit herrlichem Kalener ausgespült wissen (tinguere), dann möge er sich beim Gastgeber mit einem Geschenk auslösen: immerhin ein billiger Vorschlag, ein kleines Salbenbüchschen (onyx) gegenüber seinem großen Fasse (cadus)! Nur keine Ausflüchte! schreibt er ihm. Schlage doch einmal in dem Gedanken, daß dein Leichnam doch zu Asche wird, über die Stränge!

Auch im Kreise des Mäcen scheint ein humoristischer, fein-ironischer Ton beliebt gewesen zu sein. Horaz weiß ihn zu treffen I, 20. Ein ähnliches Einladungsbillet ist III, 8. Hier weidet sich der Dichter schon im Voraus an der Verwunderung des Gönners, was wohl der Hagestolz Horaz mit seiner Einladung zum Festtage der Frauen bezwecke, während in Wirklichkeit der Jahrestag seiner Rettung aus Todesgefahr gefeiert werden sollte, der auch auf den 1. März fiel. Sei es, daß Horaz durch erstere Ode den verwöhnten Weinkenner Mäcen zu einer Weinprobe einlädt oder auf die Selbsteinladung des Freundes erwidert — wenn überhaupt die Ode echt ist — die Erwartung des Gönners, der auf eine hochfeine Marke, etwa auf Cäkuber oder Falerner gerechnet hat, wird stark getäuscht dadurch, daß ihm Horaz nur billigen Sabinerwein, den er selbst abgezogen, in Aussicht stellt; dieser war nach Galen bei Athen. I, 276 erst nach dem 7. Jahre erträglich. Der Schrecken, den der Dichter hiermit dem Mäcen eingejagt hat, wird schwerlich gemildert worden sein durch die Versicherung, der edle Krätzer sei doch abgezogen auf ein Gefäß, das einstmals einen

Edelwein beherbergt habe, eher noch gesteigert durch die Bemerkung, daß er in irdenen Humpen (modicis cantharis) ihm kredenzt werden soll.

Der elegische Dichter.

Wie der Genfer Bürger Rousseau und nach ihm der Jenenser Professor Schiller, träumte auch der Römer Horaz von paradiesischen Urzuständen; alle drei sahen in der Hyperkultur der Gegenwart die Quelle des nationalen und gesellschaftlichen Niederganges. Aus diesen Verhältnissen möchte letzterer nach jenen seligen Inseln sich flüchten (epod. 16), zu jenem harmlosen Hirtenvolke, wo man die Sünde nicht kennt. Als ob er geahnt hätte, daß dereinst der Stoß gegen das heilige Kapitol von Norden her kommen würde, wirft er III, 24 einen wehmütigen Blick auf die von der Kultur noch nicht beleckten Naturvölker seiner Zeit, die Scythen und Geten, schildert ihre Zufriedenheit bei aller Besitzlosigkeit, die Heiligkeit ihrer Ehe gegenüber der Auflösung des römischen Ehelebens; er stellt die Mitgift der Barbarenbraut, Elterntugend und Schamhaftigkeit, in einen grellen Gegensatz zu den Buhlerkünsten der Römerin — eine Schilderung, die lebhaft an die Tugenden unserer Ahnen erinnert, die ein Tacitus etwa 120 Jahre später auf gleiche Weise preisen sollte.

Dann gedenkt er II, 1, 29 ff. in frischer Erinnerung der Wunden, die römische Bürger sich gegenseitig geschlagen haben. Wo ist ein Land, ruft er klagend aus, das nicht getränkt wäre von Latinerblut, wo ein Meer, das nicht gefärbt wäre von Römerblut?

Dem faulen, herumlungernden Gesindel der Weltstadt, das nach Brot und Cirkus schrie, stellt er in III, 6, 33 ff. mit Wehmut den markigen Ahnen zur Zeit der Samniter- und Punierkriege gegenüber, dessen Hanssöhne an heißen Sommertagen sich tüchtig auf dem Felde tummeln und dann noch des Abends auf Befehl der strengen Mutter im Hause sich nützlich machen mußten.

Durch fast alle Oden, die Lebensgenuß predigen, geht ein tief elegischer Ton, der an das Psalmwort erinnert: Der Mensch ist in seinem Leben wie Gras; er blüht wie eine Blume auf dem Felde — doch bald verdorrt das Gras, und die Blume verwelkt.

Der Elegiker wird nicht müde, auf den Tod hinzuweisen, der wie eine drohende Wolke am Lebenshimmel eines jeden steht, vor dem nicht Reichtum und glänzende Ahnenreihe, nicht Frömmigkeit, Schönheit und Jugend, nicht Heldentum, nicht Tüchtigkeit (virtus) im intellektuellen und moralischen Sinne rette (II, 18, 34 ff.; IIII, 7, 23 ff.), der den Menschen dahinraffe auf dem Schlachtfelde wie in den Fluten des Meeres (I, 28, 17 ff.) und in der Fieberluft des römischen Herbstes (II, 14, 15), der dahinschreite über die Bretterbuden der Armen wie über die Turmpaläste der Finanzkönige (I, 4, 13 ff.)

Horaz war in allem ein Kind seiner pessimistisch angehauchten Zeit. Erst 40jährig, denkt er II, 6 schon an das herannahende Alter, ja, an den Tod. Der melancholische Dichter, in dem kein Thatendrang mehr ist, bittet den jungen, lebenslustigen Septimius nur noch um eine Thräne der Teilnahme. Im Gefühl eines frühen Todes sehnt er sich nach einer schöneren Heimat (II, 20). Schon hier im Leben fühlt er sich, erhaben über Neid und Tod, der damaligen mangelhaften Welt entfremdet, seine Seele durch die Lüfte entrückt und verkündet dem treuesten Freunde auf Erden, seinem Mäcen, der klagend am leeren Grabe steht, die höhere Bestimmung des Sängers: nicht mehr die undankbaren Menschen der Kulturwelt werden von jetzt an die Macht seines Gesanges erfahren, sondern die für seine Lieder empfänglicheren Barbarenvölker der entlegensten Länder.

Auch I, 28 fühlt sich der Dichter, ganz versunken in Todesgedanken, wehmütig gestimmt ob des allgemeinen Menschenloses, an die Gestade seiner Heimat Apulien versetzt. Ihm ist es, als ob er am Ufer hinsegele; er gedenkt des großen Forschers Archytas, der einst die Größe des Weltalls auszumessen sich unterfing und nun, hier gestrandet, am Ufer ein enges Grab ausfüllt, unwürdig des großen Naturphilosophen und Staatsmannes von Tarent. Er reflektiert weiter über die Hinfälligkeit alles Großen auf Erden — selbst Pythagoras mußte sterben; selbst die Tischgenossen und Gesellschafter des Zeus, ein Tantalus, ein Minos, sanken dahin — bis er, in Erinnerung an die Todesgefahr, in der er selbst einmal am Vorgebirge Palinurus schwebte, sich selbst vorkommt, als sei er der tote Schiffbrüchige, der unbestattet am Ufer liegt und so nicht einmal der Ruhe des Grabes teilhaftig ist.

Der idyllische Dichter.

In seiner Jugend hatte Horaz von paradiesischen Gefilden geträumt, wo man des Lebens Not und Drang nicht kennt. Die Erfahrung hatte ihn eines Bessern belehrt: da resigniert er und bescheidet sich gern mit der Wirklichkeit, wie sie nun einmal ist, und dies um so mehr, als er, durch die Freigebigkeit seines fürstlichen Freundes den Nöten des Lebens entrückt, zu jener zufriedenen Stimmung gelangt war, die gern geneigt ist, bestehende Verhältnisse trotz ihrer Unvollkommenheit als einen Gegenstand der Freude zu betrachten. So erscheinen ihm denn in Übereinstimmung mit dem Ideal, das er allerdings niedrig gestellt hat, manche Punkte auf der Erde: vor allem sein Landgut, dann Tibur und Tarent. Hier kommt auch der Patriot zu Worte. Er hat auf seinen Kriegszügen manchen schönen Erdenwinkel kennen gelernt oder doch preisen hören: das helle Rhodos, strahlend im Glanze der südlichen Sonne; das blühende Mytilene, wohin sich der Admiral Agrippa i. J. 23 zurückziehen sollte, und Ephesus, die glänzende Hauptstadt der römischen Provinz Asien; er weiß zu schätzen den Musensitz Athen, das mächtige Korinth, das Dionysische Theben und die beiden Apollinischen Stätten Delphi und Tempe, dann die Kultusorte der Juno, Argos und Mycenä (I, 7) — doch über alles geht ihm seine neue Heimat, wo

Das Sabinergütchen.

die Wasserfälle des Anio rauschen, wo sein Gütchen den müden Wanderer einlädt. Eine Kette schützender Berge sichert ihm im Winter ein milderes, im Sommer ein kühleres Klima (ep. I, 10); die Höhenlage hält es frei von der Fieberluft des Tieflandes; üppige Hecken von Kornelkirschen und Schlehen, Schatten spendende Eichen, der klare, kühle, durch das Thal sich windende Digentiabach vervollständigen das Idyll. So oft er hier weilte, kam über ihn das Gefühl der Gottesnähe (I, 17, 13). Hier verlebte er mit seinen geliebten Klassikern (libri veterum) und gelegentlichen Besuchen die glücklichsten Stunden seines Lebens. Selbst das kaiserliche Rom kam gegen diesen kleinen Besitz nicht auf; die anheimelnden Bilder ländlichen Lebens, die er in der 2. Epode entwirft, beruhen gewiß auf eigener Erfahrung.

Dann ist es ferner Tibur, an welchem er schwärmerisch hängt, das kühle, stille Gebirgsstädtchen mit dem Quell, der aus der Grotte der Nymphe Albunea hervorsprudelt, und seinen von Bächen durchrieselten Obstgärten. Hier möchte er gern, falls ihm die Parzen einen Lebensabend beschieden haben, diesen zubringen. Aber schon glaubt der kränkelnde Dichter die kalte Hand des Todes zu spüren: da er in Tibur nicht leben kann, möchte er wenigstens inmitten einer herrlichen Natur sterben, in Tarent sterben, jenem lachenden Erdenwinkel mit seinen langdauernden Frühlingen und milden Wintern, wo, wie in dem biblischen Kanaan, Milch und Honig fließt. (II, 6.)

Erotische Poesie. Vergleiche.

Wie die erotische Poesie in der Litteratur aller Völker überhaupt einen großen Raum einnimmt, so bildet auch die des Horaz einen bedeutenden Bruchteil seiner Oden.

Man darf die antiken Liebeslieder weder mit der mittelalterlichen Minnepoesie noch mit den modernen auf dieselbe Stufe stellen. Die deutschen Lieder atmen nur Zuneigung, Liebe und Leidenschaft, Wehmut und Trauer; die antiken aber auch Spott und Hohn, Haß und Schadenfreude.

Sentimentalität in unserem Sinne kannte der antike Mensch nicht; für den mittelalterlichen Begriff „Minne" würde er erst recht kein Verständnis gehabt haben. Er faßte die Liebe mehr von seiner physischen, sinnlichen Seite auf, der moderne Mensch mehr von der sittlichen, idealen.

Horazens Liebespoesie führt uns ein in den sittlichen Verfall des damaligen Römervolkes, wo Ehelosigkeit Modeton geworden und Ehebruch an der Tagesordnung war, unterstützt durch die laxen Anschauungen der antiken Welt in Bezug auf Moral und Sitte. Die Ehelosigkeit, gegen welche alle kaiserlichen Verordnungen nichts ausrichteten, hatte außerdem ihren Grund in den hochgehenden Anforderungen, die das gesellschaftliche Leben an die Gründung eines Hausstandes stellte. Dem einzelnen kam unter diesen Umständen die Libertinenwirtschaft entgegen, in der die antike Welt durchaus nichts Anstößiges fand. Stand doch das Weib auf einer tiefen Stufe der Bildung und Achtung, ehe das Christentum ihm die Gleichberechtigung mit dem Manne gab.

Aus Horaz kann man schließen, daß die Freigelassenen, die vielfach griechischer Abstammung waren, an Schönheit und Bildung keiner Vollblut-Römerin nachstanden, in den meisten Fällen aber dieselbe an Kunstfertigkeit, Geschmack und Geist, an Anmut der Rede und des Umganges

übertrafen. Die Studentenverhältnisse im quartier latin von Paris dürften zu diesen antiken eine Parallele bieten. Auch Weimars „goldene Tage" zur Zeit Goethes mögen in sittlicher Beziehung manches mit dem Augusteischen Rom gemein gehabt haben. Der gute Schiller ist, wie er an Körner schreibt, geradezu betroffen von der verhüllungsbedürftigen Vergangenheit, welche die Vertreterinnen des Ewig-Weiblichen bei Hofe, fast ohne Ausnahme, hatten. Nur ein Unterschied: der gute Bürgerstand hatte sich in dem Weimar Karl Augusts die altdeutsche Sittenreinheit bewahrt, während in dem kaiserlichen Rom des Augustus die sittlichen Verhältnisse in allen Bevölkerungsschichten morsch waren.

Auch Horaz, im Guten wie im Schlechten ein Kind seiner Zeit, war kein Tugendheld. In Herzensangelegenheiten war er nach seinem eigenen Geständnis (I, 6, 19 ff.) leichtsinnig und flatterhaft, jedoch nicht schlimmer als die andern, wie er sich selber tröstet. Unser ästhetisches Gefühl wendet sich allerdings ab von einigen Gemälden, die in den naturalistischen Farben eines Zola ausgeführt sind — und doch wäre es verfehlt, wenn man in dem Maler selbst einen Ausbund von Unsittlichkeit sehen wollte, so gewagt es sein würde, wollte jemand aus der Vorliebe der Pariser Roman- und Theaterschriftsteller für Ehebruchstragödien einen Rückschluß auf die Familienverhältnisse der Verfasser oder des gesamten französischen Volkes machen. Der schlechte Ruf, in dem Horaz bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts bei der Nachwelt gestanden hat, beruht weniger auf seinen Werken als auf einer Stelle in der Suetonischen Lebensbeschreibung des Dichters. Lessings Verdienst ist es, in den „Rettungen" nachgewiesen zu haben, daß die berüchtigte Anekdote, die Seneca von einem moralischen Scheusal, einem Zeitgenossen des Horaz, Namens Hostius, erzählt, erst nachträglich in dieselbe eingeschwärzt worden ist. Wenn Ovid fordert, daß man sein Leben nicht nach seinen Gedichten beurteilen möge (Trist. II, 353 ff.), so darf Horaz dasselbe für sich in Anspruch nehmen, zumal er ausdrücklich betont, er habe sich, eine Folge der trefflichen Erziehung von seiten seines Vaters, von Ehebruch und verrufenen Häusern (mala lustra) fern gehalten (sat. I, 4, 105 ff. 6, 65 ff). Gerade sein — allerdings nur nach antiken Begriffen — lauteres Leben und seine ehrliche Gesinnung sollte ihm die Gunst Mäcens und andrer Freunde gewinnen. Auch Augustus nahm Gelegenheit, die Moralität seines Schützlings zu betonen.

Der antike Mensch hatte eben andere Begriffe von dem, was wir jetzt für erlaubt und schicklich halten. Im Altertum galt der Grundsatz: naturalia non sunt turpia. Während allerdings der alte Kato nach dem Berichte des Plutarch in Gegenwart seines Sohnes sich jedes zweideutigen Wortes enthielt, als ob er sich in Gegenwart der heiligen vestalischen Jungfrauen befunden hätte, erörtert der Vater Horaz mit seinem Sohne (sat. I, 4, 111 ff.) Dinge, die allerdings in der modernen Zeit zwischen Eltern und Kindern nicht berührt zu werden pflegen. Sokrates darf doch gewiß als sittliches Vorbild seiner Zeit gelten; wenigstens Xenophon stellt ihn in jener herrlichen Charakteristik (Mem. IIII, 8, 11) als das Ideal eines Menschen hin. Und doch nimmt er keinen Anstand, den Weisen manches billigen zu lassen, was vom Standpunkt der christlichen Moral tadelnswert erscheint. Wo letztere verdammen muß, rät er, wie Horaz, nur Vorsicht, Klugheit und Maßhalten an. Dazu läutern sich des Dichters Ansichten mit den zunehmenden Jahren. Die bloßen Nützlichkeitsrücksichten, die ihn früher vor einer Verletzung des 6. Gebotes warnen lassen (sat. I, 2), sollten späterhin der Erkenntnis weichen, daß auf der Reinheit des Familienlebens die Existenz des Staates beruhe (III, 6). Mit besonderer Innigkeit verweilt er bei der Schilderung des ehelichen und häuslichen Glückes, sofern er es in seiner Zeit in Wirklichkeit noch vorfand, nämlich bei der italischen Landbevölkerung und bei den von der Kultur noch nicht beleckten Naturvölkern (epod. 2; III, 24, 17 ff.)

Von den zahlreichen Geliebten, die Horaz besingt, mag manche allerdings nur in der Phantasie existiert haben, wie denn überhaupt Subjektivität der Beziehungen der Dinge auf das Ich des Dichters eine Eigentümlichkeit der Lyrik ist. Dazu ist er Nachahmer griechischer Vorbilder, von denen er selbst für Persönliches die Farbe nimmt. Es ist ferner nicht ausgeschlossen, daß er ein und dieselbe Person unter verschiedenen Kosenamen gemeint hat, z. B. die Jugendgeliebte Cynara, deren er noch in seinem 50. Jahre mit Zärtlichkeit gedenkt. Dieser Name klingt weder anmutig an — κύων (Hund) — noch hat er eine ansprechende Bedeutung (Artischocke).

Es scheint die einzige gewesen zu sein, die den Dichter treu und uneigennützig geliebt hat, während sie doch sonst das Geld zu schätzen wußte (IIII, 13, 21). Sie starb in der Blüte der Jahre.

Wie der deutsche Minnesänger, verschwieg auch der römische Dichter den wirklichen Namen der Geliebten und ersetzte ihn durch Kosenamen, die durchweg dem Griechischen entlehnt wurden. Sie stimmten aber mit den wirklichen an Zahl und Quantität der Silben überein, so daß letztere jederzeit eingesetzt werden konnten. Solche Kosenamen sind „Süßchen", „Plappermäulchen", „Sternchen", „Wölfchen," „Gräschen", die „Jugendliche", die „Braune" . . . . Die Namen Cynthia und Delia waren Beinamen der schlanken Göttin Diana. Eine liederreiche Freundin wird Lesbia genannt; die Namen Lyde und Lydia waren eingebürgerte Bezeichnungen für Heldinnen erotischer Poesie.

Horaz hatte nach seinem eigenen Zeugnis (ep. I, 7, 26) eine Zeit, wo er „süß zu kosen und anmutig zu lächeln" verstand, wo er in der feinen Toga und mit den gesalbten Locken den Schönen Roms auch ohne Geschenke (immunis) gefiel; das war die Zeit heißen, leidenschaftlichen Werbens um die Gunst der Frauen; da kam es dem hitzköpfigen, händelsüchtigen Jüngtinge wohl auch darauf nicht an, einen Thürhüter, der ihm im Wege war, niederzuschlagen (III, 14, 26). Aber auch ihm blieb nicht erspart die Erkenntnis der ewigen Wahrheit, in der das Nibelungenlied ausklingt: als ie diu liebe leide ze aller jungiste gît. Vergl. T. I. S. 18.

Unerreichbar für den Dichter scheint eine gewisse Lyce gewesen zu sein, eine verheiratete Frau von bezaubernder Schönheit, wie aus IIII, 13, 17 geschlossen werden muß. Die 10. Ode des dritten Buches zeigt den verzweifelten Liebhaber, der nächtlicher Weile am verschlossenen Parkthor steht, „vor Frost erstarrt", um schließlich zu erkennen, daß weder bittende noch höhnende Worte etwas vermögen. Für diese Zurücksetzung rächt sich der Dichter IIII, 13, als trotz aller Toilettenkünste der Liebreiz der alternden Frau geschwunden war. Mit Hohn weist er darauf hin, daß das frühere Feuer zu Asche heruntergebrannt sei. Nach dem Tode der Cynara scheint eine Lydia sein Herz ausgefüllt zu haben. Innige Neigung zu der wankelmütigen Geliebten spricht aus der Eifersucht, die in den beiden ihr gewidmeten Oden I, 8; 13 sichtbar hervortritt. Sie hatte bald einen jungen Fant dem Dichter vorgezogen. Aber auch dieser hatte Ersatz gesucht und in der blonden Chloe gefunden. Die endliche Wiedervereinigung mit der ungetreuen, aber noch immer unvergessenen Geliebten feiert ein reizendes Duett (III, 9), eine Perle antiker Erotik. In dramatisch angelegten Strophenpaaren, in denen des Dichters Gedanken jedesmal durch Steigerung des Ausdrucks von Lydia überboten werden, wird uns die ganze Fülle ihres Liebeslebens in Bezug auf Vergangenheit und Gegenwart geschildert. Schließlich legt sich der Verschmähte auf Bitten — und versöhnt will auch die alte Geliebte ihm fernerhin wieder Thür und Herz öffnen.

Ein Verehrer der Horazischen Muse, der Franzose Scaliger, wollte nicht König von Kastilien und Aragonien sein um den Preis, Dichter solcher Oden genannt zu werden — immerhin ein achtungswerter Enthusiasmus. Aber auch derjenige, der sich zu einem solchen nicht emporzuschwingen vermag, wird das Original mit zu dem Duftigsten rechnen, was römische Erotik hervorgebracht hat.

Später allerdings überschüttete derselbe Dichter die verblühte Schöne mit Hohn und Spott (I, 25), wenn anders alle 4 Oden dieselbe Person meinen. Alt, verlassen und vergessen, doch mit heißem Verlangen im Herzen sitzt sie im Winkelgäßchen, während draußen der Nordsturm tobt: das dürre Laub des Herbstes hat dem frischen Grün des Lenzes weichen müssen.

Wir übergehen die Freundinnen, die den Landaufenthalt des Dichters verschönert und erheitert zu haben scheinen, und schließen das lange Verzeichnis derselben mit der sangeskundigen Phyllis (IIII, 11), mit welcher er im festlich geschmückten Landhause Mäcens Geburtstag feiern will. Sie soll, wie der alternde Dichter verspricht, seine letzte Liebe sein.

Die Liebeslieder der späteren Jahre haben einen tändelnden, scherzhaften Ton. Sie zeigen, daß der Dichter seiner Leidenschaft Herr geworden, daß „mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen — Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen".

Überblickt man die stattliche Reihe der Namen, deren Trägerinnen er sein weites Herz geweiht haben will, dann bedarf der Mensch Horaz gewiß der größten Nachsicht. Aber auch bei Goethe ist des Mannes Schwäche des Dichters Stärke. Beiden verdankt die erotische Poesie kostbare Perlen, die der Sturm der Leidenschaft, allerdings auch nicht selten mitsamt dem Meeresschlamm, ans Ufer gefördert hat.

Lieder der Freundschaft.

Mag auch immerhin die Liebe im Leben des Dichters ein wichtiger Faktor gewesen sein, höher jedoch noch scheint ihm die edle Männerfreundschaft gestanden zu haben, jene Gefühlsübereinstimmung zwischen Geschlechtsgenossen, die in diesem Grade wohl nur das Altertum kannte. Der stoische Weise allerdings war sich selbst genug. Der epikureische Genußmensch dagegen war freundschaftsbedürftig. Während aber Epikur, Horazens Meister, diese höchste Form des menschlichen Gemeinlebens nur des Nutzens wegen erstreben läßt, ist die Freundschaft dem Dichter Herzenssache. Er faßt sie ganz in dem Sinne der Griechen auf: *φιλία ἐστὶ μία ψυχὴ ἐν δυοῖν σώμασιν*, zwei Körper und eine Seele, wenn er Vergil „die Hälfte seiner Seele nennt" (I, 3, 8). Was an Geistesgehalt und Gemütstiefe in den Liebesliedern vermißt wird, wird hier reichlich geboten. Wie selten einer versteht es der Dichter, die guten Seiten an seinen Freunden ausfindig zu machen, ohne jedoch blind zu sein für die offenbaren Schwächen derselben. Aber er entschuldigt sie, soweit es möglich ist. In dem Bewußtsein, selbst der Verzeihung zu bedürfen, gewährt er gern sie auch andern. Wo er tadelt, geschieht es mit Milde und Takt, wo er empfiehlt, geschieht es nach dem Grundsatz, den er selbst ep. I, 18, 76 ff. ausspricht: den Mann, den du empfehlen willst, besieh dir nur erst recht genau . . . .

Unter den Mannestugenden steht ihm Treue, Beständigkeit und Aufrichtigkeit obenan. Des Mannes Treue, sagt Walther von der Vogelweide, soll glatt sein wie der Schaft des Pfeiles; sein Lächeln wie das Abendrot, ohne Hintergedanken (âne missetât). Wer anders ist, warnt Horaz, vor dem hüte dich, Römer! (sat. I, 4, 81 ff.)

Horaz und Augustus, bezw. das kaiserliche Haus.

Wir wissen, daß selbst der Kaiser den armen Dichter, den Sohn des Freiknechtes, mit seiner Freundschaft beehrte, ja, nach dem Biographen Sueton, ihm dieselbe geradezu aufdrängte (ingerebat). Dennoch hat sich Horaz stets in respektvoller Entfernung vom Herrscher gehalten. Die Zumutungen seiner Freunde, selbst die Mäcens, des Augustus Kriegsthaten, sei es im heroischen Epos, sei es in lyrischen Versmaßen, zu verherrlichen, lehnte er höflich, aber entschieden ab mit der Begründung, einem so erhabenen Stoff nicht gewachsen zu sein (sat. II, 1, od. I, 6; II, 12). Schon eher ist er geneigt, später, falls er damit dem Herrscher nicht lästig falle, Octavians Friedensthaten zu feiern (sat. II, 1, 17 ff.) Dies geschieht aber erst im 4. Odenbuche, also zu einer Zeit, wo die Segnungen des Augusteischen Regiments unverkennbar waren. Im 1. Buche der Satiren nennt er den Kaiser nur einmal beiläufig (3, 4); flüchtig, aber nicht ohne Herzensanteil streifen ihn zwei Epoden (1, 3; 9, 2). Dann gedenkt er in der 1. Satire des 2. Buches eines kriegerischen Erfolges Octavians gegen die Erbfeinde Roms, rühmt sich auch des Beifalls, den seine Verse bei diesem gefunden. Als er die Oden schrieb, konnte er nicht umhin, einige bei passender Gelegenheit dem hohen Protektor zu widmen (I, 2; 12; III, 3; 5). Dieselben wenden sich lediglich an die Person des Herrschers mit Wünschen für die Gegenwart, mit Erwartungen in der Zukunft. Als nämlich Octavian hatte verlauten lassen, er wolle sich von der politischen Leitung ins Privatleben zurückziehen, da ruft ihm der Patriot (I, 2) zu: Noch ist der alte Landesfeind nicht gedemütigt, Cäsar! Kehre erst spät in den Himmel zurück, falls Merkur deine Gestalt angenommen hat! Des Dichters Befürchtung war freilich unbegründet. Im Gegenteil, bald sollte der schlaue Politiker den ihm vom Senat angetragenen Titel „Augustus" annehmen. Es war am 16. Januar 27.

Die Ode I, 12 feiert ein freudiges Ereignis im Kaiserhause: die bevorstehende Vermählung des jungen Marcellus mit der kaiserlichen Prinzessin Julia; eine andere (III, 3) stellt die Apotheose des Augustus in Aussicht, weist hin auf die Zeit, wo dieser, gelagert unter den gerechten, charakterfesten Helden Pollux und Herkules, im olympischen Saale den Trank der Unsterblichkeit schlürfen wird (bibet); in III, 5 hofft der Dichter, wie Jupiter im Himmel, so werde sein Ab-

gesandter auf Erden, gleichsam als eine Ergänzung des göttlichen Wirkens, im Sühnekriege gegen Britanner und Parther thätig sein; dann soll er dem Volke als Gott auf Erden gelten.

Als Horaz seine Freunde mit poetischen Episteln bedachte, ging der Herrscher leer aus. Da soll Augustus geklagt haben: „Fürchtest Du etwa, es möchte Dir bei der Nachwelt zur Schande gereichen, wenn Du mein Freund bist?" Dieser Wink war deutlich; er hatte denn auch die gedankenreiche 1. Epistel des 2. Buches zur Folge. Auch dieser Brief ist ein Beweis von dem feinen Takte seines Verfassers. Er mag im J. 13 verfaßt sein.

Allerdings soll der Sänger mit dem Fürsten gehen. Doch von einer Freundschaft, wie sie zwischen Karl August von Weimar und Goethe bestand, konnte selbst später, als der Dichter seinem Kaiser rückhaltlos Gerechtigkeit widerfahren ließ, keine Rede sein zwischen dem Oberhaupte der ehemaligen Republik und dem Freiheitskämpfer von Philippi. Dazu liebte Horaz zu sehr die Unabhängigkeit, als daß er sich in goldene Fesseln hätte sollen schlagen lassen, wenn er die Stellung eines kaiserlichen Privatsekretärs und einen Platz am kaiserlichen Tische eingenommen hätte.

Der feinfühlige Augustus fand auch bald heraus, daß es nicht bloß der Gesundheitszustand sei, mit dem der Dichter seine Weigerung begründete, sondern edler Stolz. Trotz dieser Zurückhaltung entzog ihm der Gönner seine Huld nicht. Noch im J. 17 bekam Horaz den ehrenvollen Auftrag, das officielle Prozessionslied zu dichten, das bei der Säkularfeier am 3. Juni dieses Jahres gesungen wurde.

Als der Dichter nach der Niederlage seiner Partei nach Italien zurückkehrte, mittellos, „in gedrückter Stimmung, mit beschnittenen Schwingen" (ep. II, 2, 50 ff.), war ihm der Staat ein Gegenstand der Abneigung (I, 14, 17). Erst allmählich gewinnt er wieder Interesse an der Politik, als er erkannte, daß die Wiederherstellung des alten Freistaates bei der bodenlosen Versumpftheit des Volks und bei der krassen Selbstsucht derer, die sich zu Leitern des gestrandeten Schiffes aufgeworfen hatten, ein Traum bleiben müsse. Und auf der anderen Seite der jugendliche Sieger Octavian, der, Klugheit mit Leutseligkeit verbindend, immer deutlicher als der von der Vorsehung an die rechte Stelle gesetzte rechte Mann hervortrat! Doch noch scheint in I, 14 das Vertrauen zu dem neuen Kurs zu fehlen, als die Entscheidung zwischen Octavian und Antonius noch schwankte. Bedenklich steht der Patriot am Ufer und sieht das stattliche Staatsschiff aufs neue in die brandende See hinausstreben. Besorgt für das Vaterland, ruft er ihm warnend zu: Meide die Strömung zwischen den schimmernden Felsenküsten! Doch rückhaltlos schließt er sich der neuen Politik an, als er in Octavian den erkannte, der allein imstande sei, im Innern Frieden und Ordnung, nach außen Achtung und Sicherheit zu schaffen. Liebe zum Vaterlande läßt ihn von jetzt an seine dichterische Fähigkeit in den Dienst der Politik stellen.

Horaz gehörte zu den Patrioten, die den völligen Bruch mit der troischen Vergangenheit wünschten, in welcher man damals schwelgte. Nach Sueton (Caesar 79) soll schon der große Julius Cäsar sich mit dem abenteuerlichen Gedanken getragen haben, Troja wieder aufzubauen und zum Mittelpunkte der neuen Herrschaft zu machen. Ein Gegner dieses Planes, läßt der Dichter in der 3. Römerode Juno beim Tode des Romulus im Götterrate mit der Verkündigung auftreten, Rom werde zur Weltherrschaft berufen sein, wenn es den troischen Lastern, welche den Fall Ilions zur Folge hatten, der Gewinn- und Frevelsucht, entsagte, wenn Troja in Trümmern liegen bliebe und ewig das weite Weltmeer zwischen Ilion und Roma flutete.

Auf gleiche Weise giebt der Patriot den Anschauungen und Forderungen seiner Zeit dichterischen Ausdruck, wenn er in den Oden, die den Kaiser feiern, zwei Göttergestalten behandelt, mit denen die Phantasie des Volkes die Person des Herrschers verschmolzen hatte.

Noch zitterte in aller Herzen die Erinnerung an die Gräuel der Bürgerkriege nach. Im Innern des gewaltigen Reiches Auflösung aller gesetzlichen Ordnungen; an seinen Grenzen im Osten und Westen drohende Feinde; eine sociale und moralische Sintflut schien bevorzustehen: da sehnte sich die ganze civilisierte Menschheit nach dem Helfer, der in das Chaos Ordnung, der der Welt, die in den letzten Zügen lag, Rettung bringen sollte.

Nur ein Gott konnte nach der Meinung des Volkes ein solches Wunder vollbringen. Ist's Apollo, Octavians Schirmherr? fragt der Dichter (I, 2). Ist's Venus, die Stammmutter

des julischen Geschlechts? Ist's Mars, der Urvater des Romulus-Volkes? Ist's endlich Merkur, der Gott des Friedens und der Kultur, der Gott, der Kraft mit Klugheit zu verbinden weiß? Gewiß wandelt dieser, in Octavians Gestalt verkörpert, schon unter uns, mutmaßt der Dichter. Und in der That hatte der diplomatisch gewandte Octavian seine Erfolge nicht minder seiner Schlauheit zu verdanken als den Waffen.

Immer mehr schien die im Volke umlaufende Weissagung von einer Wiederkehr des goldenen Zeitalters und mit ihm einer Rückkehr der Gottheiten, die damals unter den Menschen weilten, in Erfüllung zu gehen, und auch der Dichter, der dem Pulsschlag des Volkes lauschte, bringt diese Stimmung in dem Säkularliede zum Ausdruck, jenem officiellen Festliede, das den Gedanken ausdrücken wollte: Das Kaiserreich ist der Friede, ist die ausgleichende Gerechtigkeit. Während an dem früheren, dem republikanischen Säkularfeste nur der Vollbürger der urbs teilnehmen durfte, sollte die Teilnahme an dem neuen, dem kaiserlichen, jedem Bürger des römischen orbis terrarum gestattet sein.

Später verschmolz der Herrscher auch mit dem Wesen des Bacchus. Dieser galt nicht nur als der streitbare Bezwinger der wilden Naturkräfte (II, 19, 17 ff.), sondern auch als Friedensgott, als Erneuerer alles Lebens. Als nun Augustus nach der Niederwerfung aller feindlichen Mächte sein großes Reformationswerk auf dem Gebiete der Religion und des socialen Lebens begann, war das Volk gern geneigt, in ihm die Verkörperung dieses Gottes zu sehen. Diese Stimmung bringt der patriotische Sänger in der 25. Ode des 3. Buches zum Ausdruck. Er selbst, bacchisch begeistert, wähnt sich fortgerissen in die Wildnis. Er ist begnadet, zuerst verkündigen zu dürfen, daß der Kaiser unter die Gestirne versetzt ist und nunmehr an den Beratungen der Götter teilnimmt. Dieser Dithyrambus auf die Göttlichkeit des Kaisers wird im J. 27 verfaßt sein, um das außerordentliche Ereignis zu feiern, daß Octavian zum „Augustus" erhöht worden sei.

Noch eine andere Ode veranschaulicht den Gedanken: Das Kaiserreich ist der Friede, ist die Versöhnung der Gegensätze, die ehemals scharf gegenüber standen.

In dem historischen Überblick über Roms aufsteigenden Entwickelungsgang (I, 12) zählt Horaz die Männer auf, die in ihrer Gesamtheit die Größe des römischen Freistaates begründet und erhalten haben. Wie Octavian in der Säulenhalle seines Marstempels die Bildsäulen aller römischen Helden ohne Unterschied des Standes und der politischen Partei aufgestellt hatte, um auch äußerlich den versöhnenden Charakter seiner Regierung auszudrücken, so steht auch bei Horaz der kriegerische Romulus neben dem Friedensfürsten Numa; der starre Vertreter der Königsgewalt, Tarquinius, neben dem starren Republikaner Kato; die Blutzeugen römischer Heldenhaftigkeit, ein Regulus, Scaurus, Paullus, neben den Siegern Fabricius, Kurius, Kamillus, herangebildet in der harten Schule der Entbehrungen. Den Übergang zu den Helden allerneuesten Datums bildet das jüngste Ereignis in der kaiserlichen Familie, die Vermählung der Kaisertochter mit dem jugendlichen Marcellus, also die innige Vereinigung des zwar verdienstvollen, aber plebejischen Geschlechts der Marceller mit dem altadligen, ja göttlichen der Julier. In der Verbindung dieser beiden Häuser sieht der Dichter die Krönung des neuen Staatsgebäudes, eine Bürgschaft für den Bestand des Augusteischen Weltregiments, welches sein Vorbild in dem himmlischen Regimente Jupiters habe.

Der Verherrlichung der Ruhmesthaten des Augustus hat sich der Dichter nach Möglichkeit zu entziehen gesucht, trotzdem er als der Sänger des neuen Reiches galt. Wo er aber nicht umhin konnte, dem Kaiser Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, thut er es in einer Weise, die mit den Thatsachen in vollstem Einklange steht. Dies geschieht im 4. Buche.

Die Abfassung des Säkulargedichtes im J. 17, etwa 7 Jahre nach der Herausgabe des ersten Liedercyclus, hatte gezeigt, daß er noch Meister der lyrischen Form war. Innerhalb der nächsten vier Jahre entstand nun dieser Liederherbst. Natürlich konnte Horaz den eigentlichen Grund für die Wiederaufnahme der Odenpoesie öffentlich nicht angeben. Er entschuldigt sie mit dem Wiederaufleben der erotischen Stimmung.

Die erste Ode ist dem Paullus Maximus gewidmet, einem durch innere und äußere Vorzüge hervorragenden jungen Manne, dazu Verwandten des Kaiserhauses. Wir wissen aus

Tacitus (Ann. I, 5), daß er in den letzten Lebensjahren des Kaisers dessen nächster Vertrauter geworden ist. Horaz hätte wohl gewünscht, daß Venus ihn, den alternden Mann, verschont und dafür lieber den Jüngling mit Liebesleidenschaft erfüllt hätte, der gewiß siegreicher ihr Banner tragen würde.

So ist das Eingangsgedicht zugleich eine Aufmerksamkeit gegenüber dem Haupte der kaiserlichen Familie.

Dasselbe gilt von der 2. Ode, gewidmet dem Antonius, dem Sohne des Triumvirs, der von seiner Stiefmutter Octavia erzogen worden war und ganz als Mitglied des julischen Hauses gehalten ward. In diesem Liede, das einen Vergleich zwischen einem echten Dichtergenie, Pindar, dem dircäischen Schwane, und ihm, der kleinen Biene, zieht, dem es recht sauer werde, ein Liedchen zu bauen, begrüßt er — nicht ohne leise Ironie — diesen dichterischen Dilettanten, der es wage, mit einem Pindar zu wetteifern, als den „größeren" Kollegen. Die Konsuln des Jahres 13 hatten nämlich ihn, nicht Horaz, mit der Abfassung der Begrüßungsode betraut, als das festlich geschmückte Rom des Herrschers harrte, der schon Jahre lang fern von der Hauptstadt weilte. Wenn Antonius, der *eigentliche* Sänger von Cäsars Thaten, auftrete, sagt der bescheidene Horaz, dann solle auch *sein* Liedchen nicht fehlen, so unbedeutend es auch sei; dann solle mit dem Triumphgeschrei des Volkes auch *seine* schwache Stimme sich vereinigen in dem Lobe desjenigen, in dem die Gottheit das größte und beste Geschenk dem Römervolke gegeben habe.

Augustus wünschte vor allem seine Stiefsöhne gefeiert zu sehen. Drusus und Tiberius hatten die bis dahin unbezwungenen Alpenvölker überwunden und die Alpenpässe gesichert.

Die 4. Ode ist ein Preis der Neronen, wird aber auch zugleich zu einer Verherrlichung des Stiefvaters selbst. Allerdings fließe in den Adern der Söhne das Blut der Ahnen, die sich seiner Zeit den karthagischen Führern furchtbar gemacht hätten; aber, führt der Dichter in feiner Weise aus, die ernste, zuchtvolle Erziehung von seiten des Vaters habe doch erst die angeborene Kraft zur vollen Entwicklung gebracht, während, wo diese gefehlt habe, mancher Sproß aus edlem Hause verdorben sei.

Sonderbarer Weise wird hier nur der „Adlerjüngling" Drusus gefeiert, des Kaisers und des Volkes Liebling, während das Lob des älteren Tiberius, dessen Wesen unfreundlich und verschlossen war, nur in engster Verbindung mit dem Preise des Augustus gesungen wird (IIII, 14). Und auch dort werden noch einmal die Thaten des Drusus, des Zerstörers der Alpenburgen, hervorgehoben. Die Siege der Söhne werden auch als Verdienste des Vaters hingestellt, unter dessen Auspicien diese Thaten vollbracht seien.

Aber auch Augustus selbst wird hier direkt als Kriegsfürst gefeiert: an seine Ferse habe sich seit dem Tage von Alexandria das Kriegsglück geheftet.

Nur zwei Oden (5 und 15) feiern ausschließlich den Kaiser: die erstere giebt der Stimmung des Volkes, dem Gefühle treuer Anhänglichkeit und Dankbarkeit dichterischen Ausdruck: dasselbe sehne sich nach seinem Liebling, der ach, schon zu lange, in der Ferne weile, wie eine Mutter nach ihrem Sohne.

Was die kühnste Phantasie vor zwei Jahrzehnten nicht zu hoffen wagte, das war jetzt erfüllt: Ruhe genieße jetzt das Riesenreich bis zu den entferntesten Grenzen hin; Zuchtlosigkeit und Frevelthat fürchte jetzt den rächenden Richter; Ackerbau, Gewerbe und Handel blühe jetzt wieder allenthalben auf; Zucht und Ehrbarkeit sei wieder des Hauses Zier; jeder Tag gleiche jetzt einem Feiertage. Mit dem Gebete des Volkes um langes Leben des Herrschers, das erfleht werde, wenn die Sonne sich erhebe und wenn sie zur Rüste gehe, schließt die Ode.

Dann ist es die letzte Ode des 4. Buches, vielleicht die letzte überhaupt, die Horaz gedichtet hat, die noch einmal die Fülle des Segens zusammenfaßt, die das Regiment des Kaisers der Menschheit gebracht habe. In feiner Weise entschuldigt er sich abermals, daß er nicht die kriegerischen Thaten des Herrschers besinge: Phöbus Apollo habe es nicht zugelassen, daß ein Lyriker von Schlachten singe. So dürfe er nur die friedlichen Segnungen des kaiserlichen Regiments preisen, das den Ackerbau wieder zu Ehren gebracht, die Ehre des römischen Namens wieder hergestellt, den Weltfrieden gesichert habe; die alten Römertugenden seien zurückgekehrt. Ewiger Preis daher ihm, dem Sproß der holden Venus!

„Rettung".

Der Dichter des Kaiserreiches ist freilich dem Vorwurfe verächtlicher Schmeichelei seitens der Nachwelt nicht entgangen. Am meisten hat die sogenannte Vergötterung des Kaisers bei derselben Anstoß erregt.

Und allerdings, es widerstrebt unserm Gefühl, wenn der Dichter in Augustus den Gott Merkur vermutet (I, 2, 41), wenn er ihn (III, 3, 9 ff.) geradezu den Helden zurechnet, die leibhaftig zu den Göttern erhoben worden sind; es mutet uns seltsam an, wenn Horaz ep. II, 1, 15 ff. zu denselben sagt: Noch bei Deinen Lebzeiten bringen wir Dir Opfergaben dar, setzen Dir Altäre und schwören bei Deiner Gottheit; wenn er III, 5 den dankbaren Reichsbürger seinem „gottentsprossenen Schirmherrn" ein Abendopfer bringen (v. 31) und zu ihm beten läßt — indessen jede Zeit hat eben andere Sitten.

Schon dem großen Cäsar hatte der sklavische Osten göttliche Ehren erwiesen. Das römische Volk selbst ließ dessen Seele in einen Kometen verwandelt sein. Dann drückte man durch das Prädikat „Augustus", das etwa den Heiligen, Anbetungswürdigen bedeutet, die Anerkennung aus, daß auch Octavian auf mehr als menschliche Verehrung Anspruch habe. Auch in den officiellen Festliedern der Salier reihte man ihn den anzurufenden Staatsgottheiten an: was Wunder, wenn sich auch Horaz dem herrschenden Modeton gefügt hat? Schwerlich gereicht es ihm zur persönlichen Schande. Dazu läßt er den Kaiser in der ihm gewidmeten Ode (I, 12) ausdrücklich sich dem Jupiter beugen als dem Alleinherrscher im Himmel *und* auf Erden. Nur die *zweite* Stelle wird dem Augustus auf dieser zuerkannt (v. 51 ff.) Jedenfalls sollte man dem antiken Hofdichter die Hyperbel des Ausdrucks nicht verargen, wenn man es gern dem modernen gestattet, einen verehrten Fürsten nach glücklich beendigtem Kriege als einen Boten des Himmels, als einen Friedensengel zu feiern.

Dem Kaiser zahlte der Dichter mit dem, was er hatte; seinen Freunden auch mit dem, was er war.

Horaz und Mäcen.

Den ersten Platz, wie im Herzen, so auch in jeder Dichtungsart, nimmt Mäcen ein, ein Mann, der als Beschützer der Künste und Wissenschaften geradezu sprichwörtlich geworden ist. Rührende Dankbarkeit — überhaupt ein Grundzug seines Wesens — verband den Dichter mit diesem fürstlichen Gönner, der ihn aus dem Staube der niedrigen Geburt zu sich emporgehoben hatte.*) Schon im Jahre 37 sehen wir ihn im auserwählten Gefolge Mäcens auf einer Reise, die der kaiserliche Vertrauensmann in politischen Angelegenheiten nach Brundisium unternehmen mußte. Der nähere Verkehr mag nicht wenig die anfänglich nur oberflächliche Bekanntschaft zur Freundschaft vertieft haben, wie aus dem vertrauten Tone der Reisebeschreibung (sat. I, 5) geschlossen werden kann. Diese Freundschaft gedieh im Laufe der Zeit zu einer solchen Innigkeit, daß der eine ohne den andern nicht leben zu können vermeinte (II, 17, 5 ff.) In alle Fährlichkeiten des Krieges will er dem Freunde folgen, bis zum letzten Erdenwinkel, den die Sonne bescheint. Fern von Mäcen ist ihm zu Mute wie dem Vogel, der für seine federlosen Jungen die Schlangen fürchtet. (epod. 1). Des *Freundes* Anerkennung nur ist es, nach der der Dichter strebt; in ihm sieht er den Hort und Schmuck seines Daseins (I, 1).

Wenige Jahre nach dem Beginn des Verkehrs entrückte der reiche Mäcen den Freund auch den Sorgen des Lebens. Nach der Herausgabe des 1. Buches der Satiren, auf jeden Fall noch vor dem Jahre 33 schenkte er ihm, gleichsam als Ersatz für das in den Kriegswirren verloren gegangene Vatererbe, das Sabinergütchen und erfüllte so einen Herzenswunsch des Dichters. Gewiß, Mäcen gab aus der Fülle seines Reichtums heraus, aber nicht etwa wie jener Provinziale, der — nach Horazens eigener humoristischen Darstellung (ep. I, 7) — seinem Gaste für die lieben Kleinen zu Hause mit den Worten Birnen aufnötigt: Nimm sie nur, sonst bekommen sie noch heut die Schweine — die Schenkung wurde mit solchem Taktgefühl angeboten, daß sie das Selbstgefühl des armen Dichters unmöglich verletzen konnte.

Die Ode III, 16 legt sein Glaubensbekenntnis gegenüber dem gierigen Streben seiner Zeitgenossen nach den Gütern dieser Welt dar. Wenn ich nur wollte, sagt er v. 38 zu Mäcen, du würdest mir gern mein Besitztum vermehren; doch das Gold, das doch alles vermag, hat über mich keine Gewalt. Auch III, 29 zeigt Horazens Stärke in der schweren Kunst des Ent-

*) Über die Anknüpfung des Freundschaftsverhältnisses und die Gründe vergl. I, S. 19 ff.

sagens: sollte die launische Glücksgöttin sich von ihm wenden, er würde auch sehr gern auf ihre Geschenke verzichten können. (v. 54 resigno, quae dedit.)

Mäcens Charakter war in vielen Punkten dem des Horaz ähnlich. Der ständige Vertreter des Herrschers, wenn dieser nicht in Italien weilte, der Sproß königlicher Ahnen hätte um keinen Preis das Ritterkleid, das ihm die vollste Unabhängigkeit sicherte, mit dem eines Staatsbeamten vertauschen mögen. Beide waren erhaben über das Jagen nach Volksgunst, über den Nimbus, den Titel und Stammbaum in den Augen des großen Haufens verleihen. Takt und Geschmack, Humor und gesunder Menschenverstand bedingten die gegenseitige Zuneigung. Nur einmal scheint die 30jährige Freundschaft gestört worden zu sein. Der kränkliche Mäcen, zeitlebens von Fieberanfällen heimgesucht, der in den letzten 3 Jahren seines Lebens keine Minute Schlaf finden konnte (Plin. VII, 52, 53), abergläubisch wie nur irgend ein Römer seiner Zeit, hätte gern den Freund stets um sich gehabt. Jahre lang, ehe eigene Kränklichkeit dies verbot, war Horaz ihm auch zu Willen, trotzdem die Großstadtluft und der Weltverkehr der Hauptstadt, der fürstliche Luxus und die raffinierte Eleganz, gerade Lebensbedingungen des Mäcen, dem Dichter verhaßt waren; dann aber setzte er allen Bitten beharrlichen Widerstand entgegen. Ja, als der Gönner zürnte, erklärte der Günstling ruhig (ep. I, 7, 39), er würde gern alles zurückgeben, wenn ein Aufgeben seiner Freiheit, ein Verzichten auf seine Manneswürde in Frage kommen sollte — im Vertrauen auf den edlen Charakter Mäcens durfte er diese Sprache wagen. Wie schon andern, schlug er auch diesem die Bitte ab, Augustus zu verherrlichen. Er thut es II, 12 nicht unverbindlich, aber fest und bestimmt mit dem Hinweis, daß Heldenkämpfe der Weltgeschichte kein Gegenstand der Lyrik sein könnten. Er versüßt die Abweisung mit der Bemerkung, Mäcen selbst würde dies besser in Prosa thun, und er hat gewiß den Gönner vollständig durch die Erklärung versöhnt, daß ihm dafür die Muse gebiete, Licymnia zu feiern, unter welchem Namen Mäcens spätere Gattin, Terentia, zu verstehen ist.

Mäcens seltenen Tugenden standen allerdings manche Schwächen gegenüber. So erging er sich gern in weichlichen Klagen; neben der Sorge um die äußere Politik peinigte ihn beständig Todesfurcht. Da mochte der Freund häufig in die Zwangslage versetzt sein, ihm den Kopf energisch zurecht zu setzen. Er habe keinen Grund zur Klage, hält er ihm vor, II, 17: er selbst sei genesen; auch ihn, den Dichter, habe der stürzende Baum nicht getötet; er habe daher viel eher Veranlassung, der Gottheit zu danken. Er hoffe, daß dieselbe Todesstunde sie beide hinwegraffen werde. Sollte Mäcen ihn dennoch überleben, dann möge er seine Thränen trocknen in dem stolzen Gefühle, daß der abgeschiedene Freund unsterblich sei, daß er im Liede fortleben werde (II, 20). Der Sänger selbst überlebte jedoch den Freund um wenige Monate. Im Leben unzertrennlich, sind sie auch im Tode nicht geschieden. Sie haben ihr Grab nebeneinander gefunden.

Horaz mag öfter die Ehre gehabt haben, den fürstlichen Gönner zu bewirten. Eine Einladung an Mäcen, sich doch auch einmal loszureißen in der glühenden Hundstagshitze und den betäubenden Lärm der Großstadt mit der ländlichen Abgeschiedenheit seines Gütchens zu vertauschen, enthält III, 29. Eine Art Einladungskarte vertreten ferner die Oden I, 20 und III, 8. (S. S. 16).

Andere Freunde.

Aber auch mit Vergil, Tucca und Varius, Männern aus der Tafelrunde bei Mäcen, denen er die Aufnahme in dieselbe verdankte, ist Horaz innig verbunden gewesen. „Seelen" nennt er sie (sat. I, 5, 40 ff.), „wie sie reiner die Erde nicht erzeugt habe".

Energie ist ein bemerkenswerter Charakterzug von ihm. Als der weichherzige Dichter der Äneis nur Thränen hatte beim Tode des Quintilius Varus, rafft sich der energische Horaz trotz seines eigenen Kummers zu einem tröstenden Trauergesang auf (I, 24), in welchem er der Wahrheitsliebe, der Treue und dem Gerechtigkeitsgefühl des heimgegangenen Freundes ein schönes Denkmal setzt, wie es nur unser Goethe vermochte in jenem tiefempfundenen Nachruf an den unvergeßlichen Schiller, einer herrlichen Charakteristik des Menschen, des Freundes, des Dichters. Man muß sich fügen in das Unvermeidliche! Mit dieser Quintessenz aller Weisheit schließt Horaz diesen tief empfundenen Sang.

Man darf nicht ewig um einen Verlust weinen, ruft er energisch II, 9 dem Freunde und Kollegen Valgius Rufus zu, den der Abendstern und das anbrechende Morgenrot jammern sah, als ihm ein lieber junger Freund gestorben war; auch in der Natur nehme Sturm und Regen

einmal ein Ende; auch vor und in Troja habe man nicht immer geweint ob herber Verluste; auch das Leben fordere seine Rechte.

Mit Energie weist er auch den Hirpinus zurück, einen reichen, sonst den Genüssen dieser Welt nicht abholden Mann, der plötzlich nur an die drohende Kriegsgefahr denken mochte (II, 11). Gerade das höhere Alter, in dem er stehe, solle für ihn ein Grund sein, doch lieber den allernächsten Augenblick zu genießen, der noch sein sei.

Sogar sich selbst setzt der Dichter herab, wenn es gilt, andere zu trösten oder zu erheitern. Eine unglückliche Liebe war es, die den Elegiendichter Tibull melancholisch gemacht hatte. Horaz muntert ihn (I, 33) auf, die Sache doch nicht so tragisch zu nehmen; er weist auf sein eigenes Beispiel hin: auch er habe die Liebe eines edlen Mädchens zurückgewiesen, um in den Fesseln einer tollen Myrtale zu liegen!

Horaz ist ferner der teilnehmende Freund, der neidlos die Erfolge derselben anerkennt. Pollio, ein Schöngeist ersten Ranges, Redner und Dilettant in der Tragödie, hatte auch das Wagnis unternommen, die Bürgerkriege seiner Zeit zu schildern. Horaz verfehlt nicht, das Publikum auf den Wert dieses Geschichtswerkes, von dem er Bruchteile kannte, aufmerksam zu machen. Neidlos widmete er ihm auch das 2. Buch der Oden, ausgedrückt durch die erste Stelle, welche die ihm gewidmete Ode einnimmt.

Des Freundes Freunde sind auch seine eigenen: er will den Tag, an welchem ein gewisser Numida zu seinem Freunde Lamia nach langer Trennung zurückkehrt, ebenfalls als Freudentag mit einem Kreidestrich anmerken. Liebe und Wein, Blumen, Tanz und Schmaus sollen an ihm nicht fehlen. (I, 36.)

Horaz hat seine Freunde durch sein Lied unsterblich gemacht. Er weiß es und spricht es mit edlem Selbstgefühle aus; so in jenem scherzhaft gehaltenen Gedichte, das er, der arme Dichter, der nicht Kostbarkeiten und Kunstwerke (aera) zu verschenken habe, gleichsam als Saturnaliengabe einem gewissen Censorinus widmet, einem Freunde der edlen Dichtkunst, der vielleicht mit einem Konsul gleiches Namens identisch ist.

„Unsterblich sing' ich meine Freunde", ist das Thema dieses Liedes (IIII, 8).

Das vergängliche Material der Papyrusrolle, führt er aus, auf dem der Annalenschreiber Ennius seinen großen Freund Scipio gefeiert hat, verherrlicht den Sieger bei Zama sicherer und lanter als Marmorblöcke, bedeckt mit den ehrenden Aufschriften von Staats wegen (notis publicis). Was wäre uns trotz seiner göttlichen Abkunft der Gründer Roms, wenn Schweigen die Verdienste des Romulus einhüllte? Was die Tüchtigkeit des Totenrichters Äakus, wenn ihn nicht der lyrische Dichter der Vergessenheit entrissen und auf die elysischen Gefilde gerettet hätte? Hätten die Heldenkämpfe der Vorzeit, die es gewiß auch schon vor der Ilias gegeben, ihren Homer gefunden, sie lägen nicht begraben in der Nacht der Vergessenheit, führt er weiter aus in der folgenden Ode (IV, 9) an Lollius, die mit der an Censorinus auch zeitlich im Zusammenhange stehen wird, weil sie fast dieselben Gedanken ausspricht, nur in ernster Form.

Das Andenken der Nachwelt wäre einem Pollio, (II, 1), Sallust (II, 2), Dellius (II, 3), Vertrauten des Augustus, auch ohne Horaz gesichert gewesen:*) einen Censorinus hat nur diese Ode unsterblich gemacht. Dasselbe gilt von manchen anderen Persönlichkeiten.

Keinen hat Horaz, der ihm einmal nahe gestanden, verleugnet. In seinem Herzensbedürfnis, „alles zum besten zu kehren", tritt er den üblen Nachreden, die sich an den durch seine schwere Niederlage in Deutschland und noch mehr durch seine Habgier verächtlich gewordenen Lollius hefteten, in IIII, 9 entgegen. Sogar an dem vielgeschmähten Manne weiß er gute Seiten ausfindig zu machen.

Selbst als die neuen Verhältnisse eine Zurückhaltung gegen ehemalige Freunde wünschenswert erscheinen ließen, bewährte er die alte Treue. Unbekümmert darum, daß er vielleicht das Mißfallen des Kaisers erregen könnte, widmet er dem Munatius Plankus, den erst die Not zur

*) Plinius lehrt uns den ersten kennen als den Gründer der ersten öffentlichen Bibliothek Roms (VII, 115). Aus seiner Skulpturensammlung ist die Gruppe des sogenannten farnesischen Stieres auf uns gekommen; die splendide Freigebigkeit des Sallust, des Neffen des Historikers, wird gefeiert in Prosa (Tac. ann. III, 30) und Poesie; über den Dellius, den witzigen Zechgenossen des Antonius und boshaften Pamphletisten, berichtet Plutarch und Seneka.

Partei des Augustus getrieben hatte und der demselben auch stets verdächtig geblieben ist, eine Ode (I, 7.)

Mit Jubel begrüßt er ferner II, 7 den Pomp. Varus, einen alten Mitkämpfer bei Philippi. Mit massischem Vergessenheitstranke wollen sie beide nach langer Trennung die Erinnerung an die überstandenen Leiden und Gefahren des Freiheitskrieges wegspülen. Bei einem solchen Wiedersehen will der sonst mäßige Dichter auch einmal über die Stränge schlagen (furere).

Auch Sestius war seiner Zeit einer der eifrigsten Parteigänger des Brutus. Diesem Jugendfreunde ist an hervorragender Stelle (I, 4) eine Ode gewidmet. Horaz reiht ihn als 4. den drei Männern, Mäcen (I, 1), Augustus (I, 2) und Vergil (I, 3), an.

Wein- und Trinklieder.

Nach einem bekannten Spruche von „Wein, Weib und Gesang" scheint ein innerer Zusammhang zwischen diesen Faktoren zu bestehen, welche die irdische Glückseligkeit erhöhen. Es dürfte wohl kaum einen erotischen Dichter gegeben haben, der nicht auch den Wein gefeiert hätte, mag er ihn als das Rebenprodukt oder als den Gott Bacchus verherrlicht haben. Auch Horaz hat feurige Trinklieder gedichtet. Als Südländer war er durchaus kein Verächter des Weins. Den Quintilius Varus fordert er I, 18 auf, des Bacchus Rebe vor allem zu pflanzen auf Tiburs Fluren; denn deren Saft bringe die geschwundene Lebenslust wieder und lasse das Traurige im Leben vergessen.

Eine Ode (III, 21) führt uns den 40jährigen Dichter vor, wie er sinnend zu seinem etwa 26 Liter enthaltenden Weinkruge aufblickt, die Wirkung des edlen Stoffes bedenkend, der genau so alt ist wie er selber. Quell der Schwermut und des Frohsinns, des Streites und der Leidenschaft! ruft er, komm herab: Messalla Korvinus, der Freund der Sokratischen Philosophie, wird dich gewiß nicht verschmähen; hat doch selbst die strenge Tugend Katos sich an ihm erwärmt. Durch dich verwandelt der scherzende Gott den ernsten, zugeknöpften Mann in einen gesprächigen, offenherzigen; du führst die Hoffnung zurück in die bedrückten Herzen, verleihst Kraft und Mut dem Armen und Schwachen, selbst den Großen dieser Welt gegenüber; feuerst an zu neuem Ringen und Wagen. Verscheucht mit Wein eure Sorgen! ruft I, 7, 3 Teucer den Gefährten zu: morgen geht's wieder hinaus auf das unendliche Meer.

Es gab eine Zeit, wo Horaz vom hellen Mittag an beim Falerner saß (ep. I, 14, 32). Auch nach der Aufnahme in den Freundeskreis hatte er als ständiger Tischgenosse Mäcens reichlich Gelegenheit, die edle Bacchusgabe zu genießen. In dieser Zeit wird es gewesen sein, wo er selbst einmal das Symposion in Gang bringt. (III, 19.) Es war ein Gastmahl bei Murena, dem Schwager Mäcens, vielleicht zu Ehren seiner Kooptation in das Augurenkollegium. Das Gespräch schleppte sich mühsam hin. Historische und mythische Reminiscenzen waren aufgewärmt worden. Bis zum Opfertode des Kodrus war man schon gekommen. Da erhebt sich der Dichter: Man möge doch lieber fragen, was jetzt das Fäßchen Chierwein koste, welch schöner Knabe am Mischkrug stehe, wer der freundliche Wirt sei, der jetzt in dieser Winterkälte ihnen sein Haus zur Verfügung gestellt habe! Ein regelrechtes attisches Symposion mit ungemischtem Wein soll den Anfang machen, ehe man zum eigentlichen Kommersieren mit gemischtem übergehe. Je nach Wunsch könne die Mischung erfolgen, die eine, im Verhältnis des Weins zum Wasser wie 1 : 3, für die mäßigen, die andere, im umgekehrten Verhältnis, für die starken Zecher. Und dann Musik her! Rosen gestreut und der Liebsten gedacht!

Ein Zechgelage in seinem eigenen Hause wird eröffnet, als die erste Kunde vom Siege bei Aktium nach Rom gekommen war (epod. 9; vergl. 1, S. 20). Aus „Humpen" will man trinken, gefüllt mit süßem griechischen Wein oder noch besser mit herbem Cäkuber, der sich zu starkem Zechen vorzüglich eigne. Als sodann 1 Jahr später Alexandrieus Fall und des Antonius und der Kleopatra Selbstmord in Rom bekannt wurde — da hätte der Patriot, berauscht von Glück, geradezu rasen mögen (I, 37).

Auch später schlägt der Dichter gern einmal über die Stränge. Bis zum frühen Morgen soll das Gelage ausgedehnt werden, als er die Ehre hatte, den oben genannten vornehmen Weinkenner Messalla zu bewirten und dessen siegreiche Rückkehr aus Gallien zu feiern (III, 21, 23 ff.)

Wichtige Tage und Feste begeht er mit Rebensaft, so das Neptunsfest, wo er seine karge Haushälterin Lyde auffordert, den sorgsam gehüteten Cäkuber zum besten zu geben (III, 28). Zur Feier der glücklichen Rückkehr des Kaisers nach mehrjähriger Abwesenheit in Spanien im J. 24 soll sein Bursche ein Fäßchen auftreiben, das sich noch des Marserkrieges erinnere und vor Spartakus Banden

habe verstecken müssen (III, 14). Er ladet zum Schmaus und Trinkgelage seinen Mäcen III, 8 ein, um die Wiederkehr des Jahrestages festlich zu begehen, an welchem er, der Dichter, aus Todesgefahr gerettet worden sei.

Gern sitzt er in der Nähe des wärmenden Herdes bei einem Kruge alten Weines; aber auch die Wärme des südlichen Frühlings, der ganz besonders Durst erwecke (IIII, 12), selbst der Gedanke, daß nur die allernächste Zukunft unser sei (II, 11), muß die Veranlassung, einen fröhlichen Trunk zu thun, hergeben. Gern zecht der Dichter in kleiner, erlesener Gesellschaft. Die letzte Ode des 1. Buches (38) zeigt uns auch einmal den einsamen Zecher unter dem lauschigen Rebendache zur Zeit des Hochsommers.

Abgesehen von diesen und ähnlichen Veranlassungen ist jedoch der Dichter nach seinem eigenen Bekenntnis mäßig im Trinken.

Wie Walther von der Vogelweide, dem das Maßhalten (frouwe Mâze) geradezu die Grundlage aller Tugenden ist, in einem besonderen Liede die Unmäßigkeit geißelt, so verdammt auch Horaz ausdrücklich die Entweihung der edlen Bacchusgabe durch wüstes Lärmen und maßloses Trinken nach dem in der Hauptstadt beliebten Trinkkomment als barbarische Sitte, (I, 27). In dem Endschicksale der Centauren weist er hin auf die schlimmen Folgen des Rausches (I, 18, 10 ff): Zank und Streit, Prahlsucht, Treulosigkeit und Verrat, das seien die Begleiter der Völlerei. Verhaßt sind ihm auch Tischgenossen, die, wenn sie trunken sind, selbst den Gastgeber mit hämischen Bemerkungen bespritzen (sat. I, 4, 87 ff.)

Lebensweisheit.

Nach moderner Auffassung hat die Poesie die Aufgabe, idealisierte Spiegelbilder der prosaischen Wirklichkeit zu geben und so die Menschen zu ergötzen, zu trösten, zu erheben. Nach Horaz kann sie noch einen andern Zweck verfolgen, einen lehrhaften (aut prodesse volunt aut delectare poëtae a. p. 333). Am meisten aber empfiehlt er eine Verbindung des Angenehmen mit dem Nützlichen, und eine ganze Reihe seiner Gedichte zeigt eine praktische Anwendung dieser Empfehlung. In ihnen spricht der Dichter, die ganze Stufenleiter menschlicher Gefühle durchlaufend, seine Welt- und Lebensanschauung aus, und gerade dieser Lebensphilosophie verdankt er in erster Linie seine Popularität.

Auch hier geht der Dichter meist von einer besonderen Veranlassung aus, erhebt sich dann aber vom Einzelfall zum allgemein Menschlichen, so daß die gewonnenen Erkenntnisse, losgelöst von Raum und Zeit, auf Geltung für alle Zeiten Anspruch haben.

So lange es Menschen giebt, haben sie leidenschaftlich nach dem gestrebt, was man Glück nennt. Die Alten hatten sogar eine Göttin des Glücks, die Fortuna. Auch unsere moderne Zeit bedient sich, um z. B. die Jagd nach dem Glück zu versinnbildlichen, einer auf der Kugel hinschwebenden weiblichen Figur. Der große Haufe sucht es in den Gütern und Genüssen dieser Welt, dargestellt durch die goldne Krone, mit welcher das Weib dem nachstürzenden Reiter voranschwebt. Der verblendete Thor sieht nicht den vor ihm gähnenden Abgrund, achtet nicht des Todes, der auf schnaubendem Rosse nachfolgt. Auch Horaz kann nicht eindringlich genug davor warnen, in äußern, irdischen Dingen das Glück des Lebens zu sehen, kann sich nicht genug darin thun, den Tod als Abschluß dieses Lebens dem Leser vor die Seele zu malen. Er selbst hat gefunden, daß die Quintessenz irdischer Glückseligkeit und der Inbegriff menschlicher Weisheit in jener philosophischen Gemütsruhe (ἀταραξία) besteht, die bei der Wertschätzung einer Sache weder ein brennendes Verlangen nach derselben aufkommen läßt noch ein starres Entsetzen bei dem bloßen Gedanken an ihren Verlust (ep. I, 6).

Als erste Bedingung knüpft er an die Erreichung dieses hohen Zieles die Forderung: Sei genügsam!

Die damalige Generation war freilich, das erkannte er, unrettbar verloren. Auch wird es ihm schwer, von der zukünftigen Besseres zu hoffen. An diese jedoch wendet er sich, um nichts unversucht zu lassen, in den Römeroden, und gleich in der ersten fordert er das heranwachsende Geschlecht auf, dem ererbten Reichtum freiwillig zu entsagen, zurückzukehren zum einfachen Leben, das leider den Eltern fremd geworden sei.

Nicht darf der über Armut klagen, führt er ep. I, 12, 4 ff. aus, wer besitzt, was zur Fristung des Lebens ausreicht: zum körperlichen und geistigen Wohlbefinden bedarf es nicht der Schätze, nicht des Purpurs, nicht der Prunkgemächer und Luxusgegenstände (II, 16, 5 ff.)

Freilich mochte unter den Gründen, mit denen der Dichter die Vorzüge der Genügsamkeit anpreist, die Behauptung, das Leben verlange an sich doch nur wenig (II, 11, 5), seinen Zeitgenossen, bei denen in allen Schichten die raffinierteste Genußsucht herrschte, recht schwach erscheinen.

An sich selber weist er III, 16 nach, daß das Glück des Menschen nicht von der Größe seiner Mittel abhänge (v. 43): in seinem geringen Besitz fühle er sich königlicher als ein Herrscher Lydiens. Auch der schlichte Landmann Ofellus aus der Heimat des Horaz, eine Jugenderinnerung, ist ein Beweis dafür (sat. II, 2). Früher Besitzer eines eigenen Grundstücks, lebte er später, nachdem er durch die Ackerverteilung der Triumvirn an Veteranen desselben beraubt worden war, als Pächter auf demselben, und zwar nicht minder zufrieden und glücklich als früher, wo er Herr war.

Der Dichter zeigt ferner, daß Zufriedenheit auch nicht vom Orte abhängig ist, selbst nicht von der Heimatsscholle. Der verbannte Teucer, der, eben heimgekehrt, vor dem Zorne des Vaters wieder in die Ferne ziehen mußte, hat sie sich in seinem Vertrauen auf den Gott zu bewahren gewußt. (I, 7, 25 ff.)

Die Tugend ist nach Aristoteles die Mitte zwischen zwei Extremen. Horaz wird nicht müde im Ermahnen, die goldene Mittelstraße einzuschlagen, um des reichen Segens teilhaftig zu werden, der nur dem Genügsamen beschieden sei.

Er allein bleibt frei von stürmischen Aufwallungen, betont er in der 1. Römerode: in die niedrige Hütte des Landmanns kehrt gern der süße Schlaf ein. Kein Toben der Äquinoktialstürme setzt sein Gemüt in Unruhe wie den Großkaufmann, dessen Schiffe auf dem Meere schwimmen; kein Hagelschlag, der seine Weinberge treffen könnte. Auch dem Neide und der Mißgunst bietet der Genügsame keine Breitseite dar. Er steht fest im Leben: weder im Glück wird er sich einer ausgelassenen Freude hingeben — im Gegenteil, er bleibt demselben gegenüber mißtrauisch (II, 10, 13 ff.) — noch im Unglück der Verzweiflung anheimfallen. In der Erwägung, daß der Wechsel von Glück und Unglück nun einmal allgemeines Menschenlos ist, bewahrt er sich die Ruhe des Herzens (II, 16, 27). Letzteres kann sich schnell ins Gegenteil verwandeln, wie auch in der Natur dem Sturmestoben, wenn ein Gott will, plötzlich Windstille folgt. (I, 9, 9 ff.) So droht auch Apollo nicht immer mit dem Bogen; er greift auch einmal in die Saiten seiner Cither. (II, 10, 18 ff.)

Auch verhärtet sich das Herz des Genügsamen nicht gegen seinen dürftigen Bruder, während gerade der Habsüchtige sich hinreißen läßt, die Grenzen des Grundstücks seines armen Klienten zu verrücken, ja, ihn samt seinen zerlumpten Kleinen (sordidos natos) ins Elend zu jagen. (II, 18, 23 ff.)

Dem Genügsamen wird endlich ewiger Nachruhm zu teil, wie er II, 2 an dem Beispiel des Prokulejus nachweist, der mit seinem Bruder, nachdem dieser durch die Bürgerkriege alles verloren hatte, aufs neue teilte.

Und Horaz durfte allerdings andern Genügsamkeit predigen, weil er selbst hierin ein Muster war. So verhaßt ihm einerseits die bittere Armut (pauperies immunda ep. II, 2, 199) war, so gleichgültig war ihm der Überfluß. Bin ich nur vor jener geschützt, sagt er, dann ist es mir gleich, ob ich auf einem großen oder kleinen Lebensschifflein fahre, wenn ich nur fahre. Im Besitz idealer Güter, der Dichtergabe und der Anerkennung bei den Besten seines Volkes, in dem Bewußtsein ewigen Nachruhms verzichtet er gern auf die realen.

Allerdings gehörte er in seinen jüngeren Jahren zur Tafelrunde seines hohen Freundes; aber auch Mäcen und seine Leute waren keine grobkörnigen Schlemmer, die sich durch Unmäßigkeit eine immer erneute Genußfähigkeit verleidet hätten. Dazu zog sich der Dichter, so oft er es, ohne zu verletzen, thun konnte, immer mehr von dem großstädtischen Leben zurück, zufrieden mit dem einfachen Hausstande auf seinem Gütchen. Eine Schüssel Gemüse bildete hier meist sein Mahl, ein Becher Landwein sein Getränk (sat. I, 6, 115 ff.) Dem frugalen Mahle entsprach das übrige Tisch- und Hausgerät. Drei Diener standen zu seiner Verfügung, gewiß ein Luxus für einen modernen Dichter, wenig aber nach römischen Begriffen, wenn ein Sänger zuweilen an die 200 hatte (sat. I, 3 11). So war sein Ausspruch: Glücklich lebt es sich bei geringen Mitteln, keine bloße Phrase; es war kein leeres Wort, wenn er sich von Apollo nicht Reichtum an Gütern und Herden wünscht, sondern Gesundheit des Körpers und Frische des Geistes bis ins Alter (II, 16, 13 ff.; I, 31, 16 ff.)

Beherrsche die Leidenschaft! ist die zweite Forderung, die der Dichter stellt.

Das Christentum fordert die „Kreuzigung des Fleisches," die Unterdrückung der Begierden. Der Schüler Aristipps fordert nur, wie überhaupt das heidnische Altertum, Mäßigung derselben.

Horazens Forderung hatte schon wiederholt ihren Ausdruck gefunden. Einer der 7 Weisen hatte sie in die Worte gefaßt: Alles mit Maß (τὸ μέτρον ἄριστον), ein Ausspruch, der auch im Vorhof des delphischen Heiligtums angebracht war. Bekannt war ferner das Pythagoreische μηδὲν ἄγαν θαμάζειν, „laß dich durch nichts aus deiner Gemütsruhe bringen." So ist auch bei Horaz die Quintessenz seiner Lebensphilosophie das vielgenannte nil admirari, Worte, mit denen er eine Epistel beginnt (I, 6; vergl. I. S. 14).

Den ruhigen Genuß der Gegenwart verkümmert aber in erster Linie das leidenschaftliche Streben nach Reichtum (III, 1). Diese Sucht war der Krebsschaden, an dem das Römertum der Kaiserzeit hinsiechte. Man fürchtete die Armut geradezu als Schimpf (III, 24, 42 ff.), dem zu entgehen jedes Mittel gerecht war, selbst Betrug und Meineid, Verrat und Mord. Bedingt wurde diese Habgier durch die unerhörteste Genußsucht, die alle Stände und Schichten der Bevölkerung ergriffen hatte; sie wurde gefördert durch den Zug des menschlichen Herzens, gerade nach dem zu streben, was Wagemut erfordert (I, 3, 25): weder an der Glut der heißen Zone noch an der Eiseskälte des Nordens, weder am Sandmeer der Wüste noch an dem Wüten des sturmgepeitschten Oceans fand der habgierige Römer eine hemmende Schranke (III, 24, 36 ff.)

Und doch keine Sättigung! Im Gegenteil, der Besitz reizt die Lust nach mehr (III, 16, 16), wie das Bemühen des Wassersüchtigen, den Durst zu stillen, denselben nur noch steigert.

Und doch keine Befreiung von den Sorgen des Herzens! Diese flattern um die getäfelte Decke im Prunkgemach und verscheuchen den Schlaf von den Wimpern des Reichen; nirgends kann er ihnen entfliehen: schneller wie der Ostwind heften sie sich an das eherne Schiff; schneller wie der Hirsch an die Ferse des flüchtigen Reiters (II, 16, 21 ff.)

Und vermag der Reichtum seinen Besitzer etwa vom Tode zu befreien oder nur denselben hinauszuschieben? Jene bekannte Ode II, 3: Aequam memento rebus in arduis . . ., die der Günstling Peters des Großen, Le Fort, noch in seiner Sterbestunde sich vorlesen ließ, weist eindringlich darauf hin, daß auch die Reichen und Großen dieser Erde so gut dem Tode ihren Tribut bringen müssen wie die Ärmsten und Geringsten im Volke: alle führt Charons Nachen für immer von hinnen (v. 21 ff.)

Gerade auf den Reichen lenken sich ferner die neidischen Augen aller — ihnen droht am meisten Gefahr, wie auch in der Natur der Wetterstrahl mit Vorliebe auf hochragende Spitzen herabfährt (II, 10, 9).

Und vollends, wenn der Reichtum auf ungerechte Weise erworben ist! Dann lebt der unselige Besitzer mitten im üppigsten Genuß wie unter dem Damoklesschwerte: selbst die einfachste Lebensfreude, die der Arme täglich genießt, wird ihm vergällt durch das Bewußtsein der Schuld (III, 1, 17 ff.)

Mit der Geldgier verbindet sich gern die unglückselige Ehrsucht: hoch und niedrig spannt sie in ihr goldenes Sklavenjoch; den Ämterjäger z. B., den sie gepackt hat, läßt sie seine Menschen- und Manneswürde mit Füßen treten (sat. I, 6, 23 ff.; 50 ff.) Gefährlich sind des Ruhmes hohe Bahnen! Reffe vielmehr beim allzustarken Winde die schwellenden Segel ein! ruft er II, 10, 23 ff. dem hochstrebenden Murena zu, der es sogar zum Kollegen eines Augustus im Konsulat bringen sollte, dann aber infolge seiner Maßlosigkeit als Verschwörer gegen das Leben desselben durch Henkershand fiel. Auch hier folgte bald hinter der großen Höhe „der tiefe, der donnernde Fall". (Vergl. S. 10).

Von der Verderblichkeit einer andern Leidenschaft, des Jähzorns, handelt I, 16. Der Dichter hält ihn für so schlimm wie den Wahnsinn: es ist der Löwenstoff, den Prometheus dem Schöpfungsthon, aus dem er Menschen schuf, beigemischt hat. Städte, Völker, Länder sind durch ihn zu Grunde gerichtet worden: weder Feuer noch Schwert, weder das stürmische Meer noch der Zusammenbruch des Himmelsgewölbes vermögen seinem Wüten Einhalt zu thun.

Gegenüber diesen Forderungen, deren Erfüllung dem Menschenherzen meist recht schwer fällt, gestattet, ja empfiehlt der Dichter, so oft er kann, die Annehmlichkeit des Genießens. Aus

einer großen Reihe von Oden klingen uns Geibels Verse entgegen: Genieß' die Minute, so lange sie glüht: der Frühling verwelkt und die Liebe verblüht."

Brich die Frucht vom Baume des Lebens! (carpe diem) ruft er I, 11 in einer — gewiß erdichteten — Ode der Leukonoë zu, statt durch abergläubisches Bemühen den Schleier der Zukunft lüften zu wollen; genieße den Augenblick, so lange du noch genußfähig bist! einem Jüngling, dessen Name Taliarchus nicht minder erdichtet sein wird (I, 9 15 ff.) Fasse den Augenblick beim Schopf! fordert er einen Freund, Quinctius Hirpinus, auf (II, 11), der schon ebenso grauköpfig ist wie der Dichter selbst. Statt das Gehirn mit Zukunftsgedanken zu quälen, statt des vergeblichen Ankämpfens gegen das Schicksal wollen wir lieber unter der ersten besten Pinie die Freuden der Natur genießen, heiter zechen, den Rosenkranz im Haar, und der gefälligen Citherspielerin lauschen. Lieber mag aus dem Leben scheiden, wer es nicht auszukaufen versteht, um Platz zu machen andern, die es besser verstehen (ep. II, 2, 213).

Unerschöpflich ist der Dichter in der Begründung dieser Genußphilosophie. Nur der Augenblick ist dein, ruft er Sestius zu; das Morgen gleicht einem hoffnungslosen Ufer; schon die Zeit, die das Ermahnen zum Genießen kostet, ist ein Raub an der Lebensstunde (I, 11, 7 ff.) Flüchtig verrinnen die Jahre, erinnert er II, 14 den Postumus — gewiß ebenfalls eine erdichtete Persönlichkeit — den Typus eines behäbigen Landmannes, der seine Kabinettsweine schonte. Wenn du tot bist, wird dein lachender Erbe im Keller schon aufräumen! Und der Tod droht überall: auf dem Schlachtfelde wie in der Brandung des Meeres; in der Gluthitze des Sommers wie in der Fieberluft des römischen Herbstes (v. 13 ff.)

Alles ist vergänglich, betont er immer wieder, unter dem wechselnden Monde. Wie die Blume verblüht, vergeht auch Jugend und Anmut. Auch der Wechsel der Jahreszeiten erinnert an die Hinfälligkeit alles Irdischen (IIII, 7, 9 ff.) Während aber die Natur sich in jedem Jahre erneuert, lebt der Mensch nur einmal, und dann ist's vorbei!

Hast du aber genossen, dann kannst du, wenn der letzte Augenblick kommt, vom Leben scheiden wie der satte Zecher vom Mahle (sat. I, 1, 119).

Und doch weiß der Epikureer Horaz, soweit die Oden in Betracht kommen, aus der Gewißheit des Todes keine sittliche Folgerung zu ziehen, weder die, an der Vervollkommnung des eigenen Charakters zu arbeiten, noch die, wenigstens zu wirken, so lange es noch Tag ist, ein Ausnutzen der Lebenszeit, zu dem allerdings schon Homer in jenen vielgerühmten, auch von Cicero und Vergil nachgeahmten Worten des Sarpedon an Glaukus auffordert. (Il. XII, 322 ff.) Statt eines Versuchs, das dunkle Rätsel des Daseins, das uns alle umfängt, zu lösen, bleibt sein Blick trübe und mit Ergebung in das Unvermeidliche am Boden haften, ohne freudigen Aufblick nach oben. Über das seichte, stereotype „Genieße" kommt er nicht hinaus.

Fern auch liegt dem heidnischen Dichter der Gedanke, den Tod als den Übergang zu einem besseren Leben aufzufassen, eine Anschauung, zu der sich allerdings schon ein Cicero aufgeschwungen hatte. (de senect. c. 22. Tusc. I, 12 ff.) Nächtlich umwölkt ist ihm der Himmel einer jenseitigen Welt: die Unsterblichkeit des Individuums besteht dem Jünger Epikurs nur in der Fortdauer des ruhmvollen Namens, wie sie durch das Lied des Dichters und durch Denkmäler gesichert wird (III, 8, 14) — im übrigen ist es mit ihm aus! (IIII, 7, 14). Vergl. T. I, S. 13, 14.

So darf denn auch in Bezug auf den Unsterblichkeitsglauben Horaz als ein Repräsentant der Anschauungen des Heidentums gelten, als ein Kind seiner hoffnungslosen Zeit.

Doch nicht mehr lange sollte es währen, da brach von Osten her auch für die Heidenwelt das Morgenrot einer neuen, hoffnungsreichen Zeit an; indessen Horaz selbst hat es nicht mehr geschaut: er starb 8 Jahre vor der Geburt Christi.